

Henk 't Hoen
Zwei Jahre Volkswagenwerk
Als niederländischer Student im „Arbeitseinsatz“
im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945



Die Autoren

Henk 't Hoen

Jg. 1922, Architekt, verstarb im Dezember 2006 in Utrecht.

Manfred Grieger

Jg. 1960, Historiker, arbeitet als Leiter der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft.



Impressum

Herausgeber

für die Historische Kommunikation
der Volkswagen Aktiengesellschaft:
Manfred Grieger, Ulrike Gutzmann

Übersetzung

Cornelia J. A. Grootjans; Bernd-Volker Brahms

Gestaltung & Litho

Claus C. Pilz · Visuelle Kommunikation, Dortmund

Druck

Koffler DruckManagement GmbH, Dortmund

ISSN 1615-0201

ISBN 978-3-935112-03-1

© Volkswagen Aktiengesellschaft
Wolfsburg 2002
Neuausgabe 2013

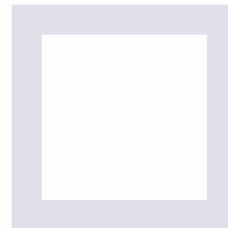
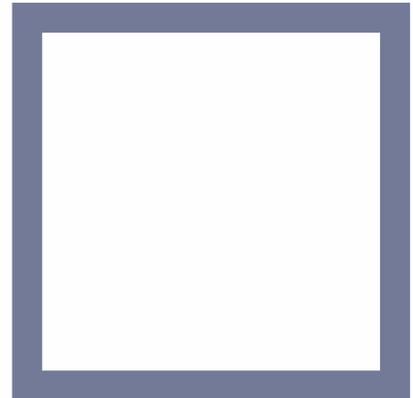
Henk 't Hoen

Zwei Jahre Volkswagenwerk

Als niederländischer Student im „Arbeitseinsatz“
im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945

Mit einem Beitrag von Manfred Grieger

Gedwungen arbeit.
Niederländer in der deutschen Kriegswirtschaft
des Zweiten Weltkrieges



FÜR LENY, FÜR DAS GEDULDIGE ZUHÖREN

**GEDWONGEN ARBEID.
NIEDERLÄNDER IN DER
DEUTSCHEN KRIEGS-
WIRTSCHAFT DES
ZWEITEN WELTKRIEGES**

Manfred Grieger

Seite 7



ZWEI JAHRE VOLKSWAGENWERK

Henk 't Hoen

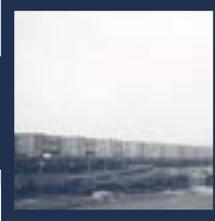
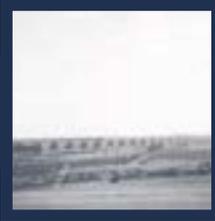
VORBEMERKUNG

Seite 19

HERKUNFT

Auf dem Weg ins Ungewisse

Seite 21



DIE FABRIK

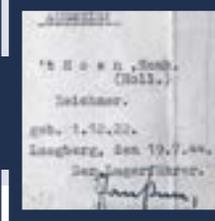
Sabotage – oder nicht?
Filmvorführung mit Folgen
Splittergraben
Lichtschimmer am Horizont
Der abgestürzte Bomber
Die französischen Kriegsgefangenen
Die Russen
Die Italiener
Krankheit
Das Leben in einer Baracke
Bettenbau
Kleidung und Schuhwerk
Die Sprache
Post empfangen und Post verschicken
Lesen, Studieren und Bücher
Urlaub beantragen
Der Januskopf
Bemerkten wir etwas von der „Endlösung“?

Seite 27

AUF DEM LAAGBERG

Das Wohnlager
SS-Hauptscharführer Johannes Pump
Kriegsverbrecher
Der Lagerälteste des KZ Laagberg
Der alte Mulder
Der Zaun
Unangemessenes Verhalten
Opfer
Ein kleiner Topf mit Essen
Flucht
Le Chat Botté (Der gestiefelte Kater)
Roger Monroy
Tamara
Passanten
Weihnachten 1944
Neujahr 1945
Tiefflieger
Bombenangriffe

Seite 73



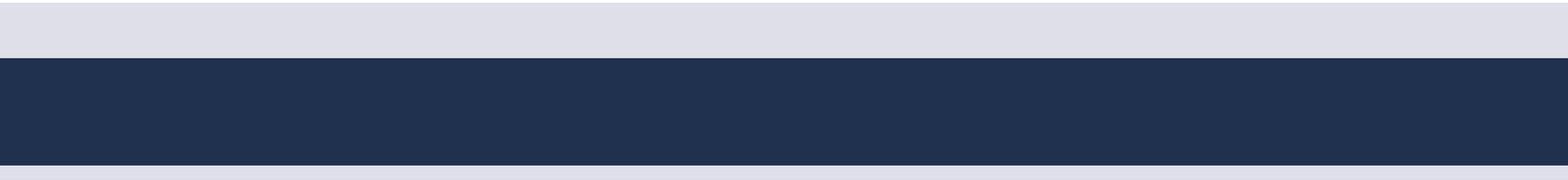
**GEWONNENE FREIHEIT
UND HEIMKEHR**

Die Befreiung
Sig
Die Repatriierung

Seite 99

ANMERKUNGEN

Seite 125



Gedwongen arbeid. Niederländer in der deutschen Kriegswirtschaft des Zweiten Weltkrieges

Manfred Grieger

I.

In der Rekrutierung von 500 000 Niederländern zur Arbeit im Deutschen Reich kamen während des Zweiten Weltkrieges sowohl die Widersprüchlichkeiten des nationalsozialistischen Besatzungsregimes und der deutschen Arbeitskräftepolitik als auch die Kooperations- und Oppositionsbeziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten zum Ausdruck.¹ Die nach dem deutschen Überfall auf die Niederlande im Sommer 1940 etablierte Besatzungsverwaltung zielte dabei gleichermaßen auf Beherrschung wie Selbstunterstellung der niederländischen Behörden und Institutionen ab. Dieses Machtkalkül fand sein organisatorisches Spiegelbild in der Doppelherrschaft des Reichskommissars für die besetzten niederländischen Gebiete, Dr. Arthur Seyß-Inquart, und des ihm beigeordneten Höheren SS- und Polizeiführers in den Niederlanden, Hanns Albin Rauter.² Die Absicht des NS-Regimes, die Niederländer als so genanntes ‚blutsverwandtes Volk‘ der atlantischen Prägung zu entreißen und der kontinentaleuropäischen Allianz gegen ‚Plutokratie‘ und ‚Bolschewismus‘ einzuverleiben, ging in die sicherheitspolizeiliche Praxis der Unterdrückung jedweder Widersetzlichkeit und bestrafender Ausgrenzung über.³

Die anfängliche Herrschaftsstrategie der Einhegung fand zunächst auch bei den niederländischen Eliten Unterstützung und eine bürgerliche Sammlungsbewegung, die ‚Nederlandse Unie‘ (Niederländische Union), entstand. Sie gerierte sich den deutschen Machthabern gegenüber als überparteiliche, nationale Vertretung, die unter Wahrung der nationalen Integrität eine autoritäre Führung des Landes im Einklang mit dem von den Deutschen dominierten Kontinentalblock anstrebte. Die Illusion einer politischen Kohabitation mit dem Aggressor zerstob, als die deutsche Besatzungsmacht die Niederländische Union im Dezember 1941 verbot und damit den ohnedies nur halbherzig betriebenen Einbindungsversuch beendete. Sicherheitspolizeiliche und damit klassisch imperialistische Erwägungen hatten die Oberhand gewonnen. Die besetzten Niederlande blieben der deutschen Herrschaft ausgeliefert.⁴

Die niederländische Verwaltung stellte sich derweil auf das Zeitalter der deutschen Besatzung ein. An die Stelle der früheren Ministerien traten Generalkommissariate, deren Leiter kein durch Wahlen legitimiertes Kabinettskollegium bildeten, sondern eine unter Aufsicht der deutschen Besatzungsmacht stehende, abgeleitete und limitierte Expertenherrschaft ausübten. Wenngleich sich die Generalkommissare als bürokratische Statthalter der ins britische



Exil gegangenen Regierung ausgaben, wirkten sie unter Anerkennung der deutschen Hegemonie als Modernisierer der in mancher Hinsicht rückständigen Verwaltungsstrukturen.⁵

Insbesondere auf dem Gebiet der Arbeitskräfte lenkung orientierten sich diese Bürokraten am deutschen Vorbild. In den Niederlanden, die die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise nicht überwunden hatten, herrschte Ende der 1930er Jahre eine hohe strukturelle Arbeitslosigkeit. Die öffentlichen Wohlfahrtsleistungen belasteten die Haushalte, und ein einheitliches und effizientes Vermittlungsverfahren fehlte. Das im Sommer 1940 nach dem Vorbild der deutschen ‚Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung‘ eingerichtete ‚Rijksarbeidsbureau‘, dessen 37 Bezirksämter und 147 lokale Dienststellen für eine Registrierung der arbeitsfähigen Niederländer und die Arbeitskräfte lenkung sorgen sollten, schuf auf dem Arbeitskräfte sektor ein umfassendes Kontroll- und Regulationsinstrument. Es diente deutschen Interessen, indem die Anwerbung und Vermittlung von Arbeitskräften nach Deutschland ins Zentrum der Bemühungen gestellt wurde. Zugleich suchte die autoritäre Bürokratie die deutsche Herrschaft zur Neustrukturierung des niederländischen Arbeitsmarktes zu nutzen.⁶

Das Deutsche Reich, das aufrüstungsbedingt seit Mitte der 1930er Jahre einen zunehmenden Arbeitskräftemangel verzeichnete, war ohnehin ein bevorzugtes Aufnahmegebiet für grenzüberschreitende Saison- oder Wanderarbeit. Niederländer bildeten eine feste Größe der Ausländerarbeit im Deutschen Reich.⁷ Nachdem die Beschäftigung von Niederländern im Gefolge der Weltwirtschaftskrise und der frem-

denfeindlichen NS-Politik bis 1936 auf nur noch 22 281 Personen zurückgegangen war, stieg die Zahl bis Mai 1939 auf immerhin 84 543 Niederländer.⁸

Das Rijksarbeidsbureau griff nach 1940 auf diese ‚Grenzgänger‘-Tradition zurück und weitete die Arbeitskräftevermittlung zur Reduzierung der Arbeitslosigkeit aus. Insbesondere gegenüber Arbeitslosen und Menschen unter 40 Jahren erhöhte die niederländische Arbeitsverwaltung durch restriktive Maßnahmen und Versorgungsreduzierungen den Druck. Eine formale Freiwilligkeit blieb gewahrt, jedoch engten die niederländischen Behörden die Handlungsspielräume der Betroffenen immer weiter ein.⁹ Selbst unter diesen Bedingungen erhöhte sich die Zahl der Niederländer in Deutschland bis zum 20. Januar 1942 aber nur leicht auf 96 151 Beschäftigte.¹⁰ Diese Arbeitskräfteüberlassung bildete ein Feld der Interessenkongruenz zwischen deutscher Arbeitskräftenachfrage und niederländischem Krisenmanagement.

Die zur Jahreswende 1941/42 offenkundig gewordene Arbeitskräftekrise der deutschen Kriegswirtschaft führte im März 1942 zur Ernennung des NSDAP-Gauleiters Fritz Sauckel zum ‚Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz‘ (GBA). Die damit geschaffene nationalsozialistische Sonderinstanz sollte unmittelbar im deutschen Herrschaftsbereich Arbeitskräfte reserven mobilisieren.¹¹ Unter Sauckel kamen nun auch in den besetzten Staaten Westeuropas Formen der gewaltsamen Arbeitskräfte rekrutierung zur Anwendung. Durch so genannte ‚Auskämmaktionen‘ sollten in den Unternehmen überzählige Beschäftigte kurzfristig der deutschen Kriegswirtschaft zur Verfügung gestellt werden. Der Erfolg dieser in den Niederlanden zwischen April 1942 und April 1943 ergrif-



fenen Maßnahmen war allerdings begrenzt, zumal die niederländische Arbeitsverwaltung zwar weiterhin Arbeitslose zur Verfügung stellte, jedoch im Interesse der Funktionsfähigkeit der zunehmend in die deutsche Kriegswirtschaft integrierten niederländischen Unternehmen der Abgabe von ‚Schlüsselpersonal‘ ablehnend gegenüber stand.¹² Bis Ende November 1942 stieg die Zahl der im Deutschen Reich beschäftigten Niederländer nur um 60 000 auf 153 764 Personen.

Sauckel und die deutschen Besatzungsbehörden standen in den Niederlanden vor dem für die Verhältnisse in Westeuropa typischen Dilemma, einerseits die vorhandenen ökonomischen Ressourcen für die deutschen Belange einsetzen zu wollen, sodass manche Branche unter deutscher Herrschaft einen wirtschaftlichen Boom erlebte.¹³ Andererseits sollten aber in großer Zahl Menschen in die deutsche Industrie transferiert werden, in der vor allem der Arbeitskräftemangel einer Produktionsausweitung im Wege stand. Dieser Interessenkonflikt führte regimetytisch zur Ausweitung der deutschen Zwangsmaßnahmen in den Niederlanden. Im Mai 1943 wurde die Meldepflicht für Männer zwischen 18 und 35 Jahren angeordnet. Im Sommer 1943 wurde analog zum Deutschen Reich die ‚Arbeitskarten‘-Pflicht eingeführt, mit der jeder Niederländer zwischen 18 und 45 Jahren seine auf den Arbeitsplatz bezogene Unverzichtbarkeit nachweisen sollte. Da die Vermittlung nach Deutschland zunehmend zum politischen Disziplinierungsinstrument wurde, steigerten die Anordnungen die Zahl der in Deutschland Arbeitenden bis Mitte Mai 1944 auf 277 171 Personen.

Arbeit in Deutschland erschien vielen als Strafe, und tatsächlich erfuhren niederländische Studenten als eine der ersten Gruppen, die zwangsweise nach Deutschland geschickt wurden, deren gewalttätige Seite. Sie hatten sich im Frühjahr 1943 geweigert, eine zur Fortsetzung des Studiums befähigende Loyalitätserklärung zu unterzeichnen, jederzeit vorbehaltlos für die deutsche Besatzungsmacht eintreten zu wollen. Daraufhin der Universität verwiesen, wurden sie kurzfristig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland in Marsch gesetzt.¹⁴

Im Herbst 1944, als die deutsche Besatzungsmacht zur Mobilisierung der letzten Arbeitskräftereserven überging, wurden Razzien und Deportationen auch in den Niederlanden zur Rekrutierungsregel. Im letzten Kriegswinter hoben deutsche Stellen mehr als 140 000 Niederländer aus, die zumeist bei Bau- und Instandsetzungsarbeiten eingesetzt wurden.¹⁵

Der nach 1940 für Niederländer im Deutschen Reich gültige rechtliche Rahmen baute zum einen auf den Regelungen der grenzüberschreitenden Wanderarbeit auf. Unter Bezugnahme auf die rassistische Bewertung der Niederländer als ‚artverwandtes Blut‘ orientierte sich die formelle Behandlung dieser Ausländergruppe zum anderen an den für deutsche Beschäftigte geltenden Normen.¹⁶ Löhne, Urlaubsregelungen, Sozialversicherung, Unfallschutz und schließlich auch die Versorgung mit Lebensmitteln u.ä. stimmten im Wesentlichen mit dem für Deutsche Üblichen überein, wenn auch der Status als Ausländer etwa beim Staatsbürgerrecht gewisse Benachteiligungen brachte.¹⁷ Hierin mochte sich zwar weit mehr die Kontinuität der Arbeitsmigration von Niederländern in das Deutsche Reich widerspiegeln als die



rassistischen Absichten Hitlers und der NS-Führung, in langer Sicht die Niederlande dem Deutschen Reich anzuschließen und Niederländer verstärkt zur ‚Umvolkung‘ des eroberten ‚Ostraumes‘ umzusiedeln.¹⁸ Jedoch war die relative Privilegierung der Arbeiter aus den im Sommer 1940 eroberten Staaten Westeuropas einerseits in das für die NS-Kriegswirtschaft typische West-Ost-Gefälle der Behandlung und Versorgung eingebettet, die Polen und nach 1941 auch Russen, Ukrainer und Weißrussen als vermeintlich minderwertige ‚Fremdvölkische‘ dem ausgrenzenden Sonderrecht und der ausmerzenden Polizeiverfolgung aussetzte.¹⁹ Andererseits differenzierten rassistisch orientierte NS-Führungskreise aus dem ursprünglichen Begriff der ‚Westarbeiter‘ die privilegierte Kategorie ‚Arbeitnehmer germanischer Abstammung‘ heraus, zu denen die Niederländer gezählt wurden. Ihnen sagte im März 1941 ein vom Reichsführer SS und Chef der Polizei, Heinrich Himmler, herausgegebener Erlass eine getrennte Unterbringung von ‚fremdvölkischen‘ Arbeitern zu, der auch die Möglichkeit zur Anmietung von Privatquartieren einräumte. Bei ‚Arbeitsunlust‘ und ‚Widersetzlichkeit‘ sollten nicht die ‚üblichen staatspolizeilichen Mittel‘, etwa die Einweisung in ein Konzentrationslager, angewandt werden, sondern Belehrung, Ermahnung und Verwarnung zur Verhaltensänderung führen. In der Praxis des nationalsozialistischen Polizei- und Verfolgungsstaates blieben solche Vorgaben allerdings weit- hin unbeachtet.²⁰

TABELLE 1:

NIEDERLÄNDER IN DER DEUTSCHEN KRIEGSWIRTSCHAFT²²

	Ausländische Zivilarbeiter	Niederländer davon Männer	
26.09.1941	2 136 803	92 995	80 653
20.01.1942	2 138 360	96 151	83 402
20.05.1942	2 605 510	105 604	91 981
10.07.1942	3 158 527	126 773	111 953
20.08.1942	3 412 780	133 189	111 953
10.10.1942	3 579 352	139 025	123 275
20.11.1942	3 784 738	153 764	138 163
31.12.1942	3 984 121	161 862	145 681
31.03.1943	4 416 320	186 635	169 618
30.06.1943	4 950 227	222 921	204 643
30.09.1943	5 345 082	255 142	235 503
15.11.1943	5 411 801	264 677	244 777
31.12.1943	5 438 178	274 368	253 361
15.02.1944	5 454 628	266 827	245 773
31.03.1944	5 501 746	264 171	243 214
15.05.1944	5 597 741	277 171	254 903
30.06.1944	5 736 412	276 938	254 820
15.08.1944	5 783 220	270 304	248 872
30.09.1944	5 976 673	254 544	233 591



Die Anzahl der Niederländer in der deutschen Kriegswirtschaft verdreifachte sich zwischen Mitte 1940 und Mitte Mai 1944 von etwa 90 000 auf mehr als 277 000 Personen und stieg später durch die Massenrekrutierungen zu Schanzarbeiten auf fast 400 000 Menschen. Ende Mai 1944 arbeiteten 23,6 Prozent der Niederländer im Maschinen-, Kessel-, Apparate- und Fahrzeugbau und weitere 12,3 Prozent im Bau- und Baunebengewerbe.²¹ Allerdings ging der Anteil an der Gesamtheit der ausländischen Zivilarbeiter auf unter 5 Prozent zurück. Unter Berücksichtigung der ebenfalls zur Zwangsarbeit herangezogenen Kriegsgefangenen stellten Niederländer in der deutschen Kriegswirtschaft mit rund 3 Prozent nur eine der kleineren Gruppen unter den 7,6 Millionen Ausländern. Ihre Bedeutung erschöpfte sich aber keineswegs in der vergleichsweise niedrigen Zahl.

Geradezu paradigmatisch lässt sich am Beispiel der niederländischen Arbeiter das strukturelle Verhältnis zwischen nationalsozialistischen Machthabern und der deutschen Bevölkerung auf der einen und den Niederländern auf der anderen Seite aufzeigen. Viele Deutsche nutzten die Situation über kurz oder lang zur Machtausübung, und NS-Stellen verfielen auch gegenüber Niederländern in den Überlegenheitsgestus von ‚Herrenmenschen‘. Beispielsweise nahm die NSDAP-Kreisleitung Aachen im März 1941 Niederländer als anmaßend wahr und kritisierte die Vielzahl der Feierschichten, die von niederländischen Bergarbeitern im Aachener Revier gefahren würden.²³ Die im Sommer 1941 in großer Zahl beim Sicherheitsdienst der SS eingegangene Kritik der deutschen Bevölkerung am „Auftreten der Ausländer in der Öffentlichkeit“ und ihrem „Verhalten in den Unterkünften“, die Klagen über „anmaßendes Auftreten,

Belästigung deutscher Volksgenossen, Herumtreiben auf Straßen, in Lokalen usw. einerseits, Randalieren, Unsauberkeit, Bemängelung der Verpflegung, Vergeudung von Lebensmitteln, Nichtbeachtung von Lagervorschriften usw. andererseits“ lassen keinen Zweifel an den verbreiteten Vorbehalten der deutschen Bevölkerung gegenüber Niederländern.²⁴ Ungeachtet aller ‚volkstumpolitischer‘ Propaganda, die eine ‚großgermanische Allianz‘ anzustreben schien, hinterließ die alltägliche Mißachtung des formellen Gleichbehandlungsgrundsatzes bei vielen Niederländern den Eindruck, zu den in Deutschland unerwünschten Ausländern zu zählen, deren Behandlung sich der von offen ausgegrenzten Polen annäherte.

Neben dem Gefühl der Zurücksetzung prägte vor allem die Empörung über die ungerechte und machtersessene Behandlung des nationalsozialistischen Terrorregimes die Stimmung. Das Verhalten der deutschen Bevölkerung empfanden viele Niederländer als abweisend, wenn nicht gar als feindlich. Klagen, dass die Versprechungen bezüglich Lohn, Arbeitszeiten, Urlaubsregelungen, Unterbringung und Versorgung nicht eingehalten wurden, häuften sich.²⁵ Die von der ‚Zentralauswertungsstelle für den Auslandsbrief- und Telegrammverkehr‘ und den Zensur- und Überwachungsstellen der regionalen ‚Auslands-Briefprüfstellen‘ erfassten und zum Zwecke der inneren Meinungsforschung ausgewerteten Briefe sprachen eine deutliche Sprache. Beispielsweise berichtete Piet Slotboom, der im November 1941 im Essener Arbeitslager Metropol lebte, seiner Familie in Amsterdam über die verbreitete Unzufriedenheit mit der Arbeitsstelle, der Verpflegung und dem Lohn. Joe J. Keetman kündigte die sofortige Rückkehr von 200 Niederländern aus



Essen-Bergeborbeck an.²⁶ Jo Duzink schrieb am 4. Februar 1942 in einem Brief an seine Ehefrau, dass er entgegen der ursprünglichen Zusage keinen Urlaub erhalte, da ‚Urlaubssperre‘ verhängt worden sei. Daraufhin bezeichnete er die Lagerleitung als „schmutzige Bande“.²⁷ Mit Schreiben an das Groninger Arbeitsamt bat Duzink um Unterstützung bei der Lösung des Kontrakts mit den Chemischen Werken in Marl-Hüls. Sein Jahresvertrag war bereits am 22. Januar 1942 abgelaufen, was aber nicht beachtet würde. Statt dessen weigerte man sich, ihm die angefragte Entlassung zu gewähren.²⁸

Viele Niederländer quittierten eine derartige Behandlung mit spontaner Rückkehr in die Heimat oder Arbeitsaufnahme bei einem anderen Unternehmen.²⁹ Dieser ‚Arbeitsvertragsbruch‘ von niederländischen Arbeitern nahm merklichen Umfang an. So waren beispielsweise bei der Reichsbahndirektion München Anfang 1942 von ursprünglich 800 nur noch 375 Niederländer geblieben, nachdem die anderen „abgehauen oder vom Urlaub nicht zurückgekehrt“ waren.³⁰ Die Zentralauswertungsstelle für den Auslandsbrief- und Telegrammverkehr konstatierte bei vielen Niederländern zudem eine „starke innere Abhängigkeit von England“,³¹ was aus der Polizeiperspektive politische Unzuverlässigkeit befürchten ließ. Vermehrte Aufmerksamkeit und drakonische Verfolgung jeglichen resistenten Verhaltens waren die Folge.³²

Der Sonderstimmungsbericht der Auslands-Briefprüfstelle Köln vermerkte auf der Basis von mehr als 131 000 im Januar und Februar 1943 geprüften Briefen niederländischer Arbeiter eine „allgemeine Verschlechterung der Stimmung“.³³ Der Ton der Briefe sei „schroffer und aggressiver“ geworden, zumal viele die abverlangte Arbeit als „zu schwer“ empfan-

den. Eine andere Klage lautete, dass gelernte Facharbeiter zu minderwertigen und schlecht bezahlten Arbeiten gezwungen würden. Der Bericht dokumentierte und bündelte die geäußerten sozialen Vorbehalte niederländischer Arbeiter wie in einem Brennglas:

„Viele klagen über die besonders unsympathische Sonntagsarbeit, die gelegentlich durch das Eingreifen der Polizei erzwungen werden musste. Klagen über Essen und Unterkünfte stehen nach wie vor im Vordergrund. Das Essen sei fast immer ein ungenießbarer ‚Schweinefraß‘, kein Hund würde es annehmen, (...). Ansteckende Krankheiten, wie Typhus, werden häufig den schlechten hygienischen Verhältnissen zugeschrieben, dabei sei die ärztliche Betreuung ungenügend und die Behandlung in den Krankenhäusern unmenschlich. Kleider und Schuhe seien durch die Arbeit verschlissen, und Ersatz sei nicht zu beschaffen. Vielfach müsse man mit durchlöcherter Schuhwerk bei 20 Grad Kälte im Freien arbeiten. Das Wirtschaftsamt sorge nicht für Abhilfe. Der wiederholte Aufschub des Urlaubs führte zu Fluchtversuchen und zur Beschaffung von Schwindelattesten. Empörung herrscht über die Prügelstrafe bei Urlaubsüberschreitung. Klagen über soziale Missstände sind noch leidenschaftlicher als bisher. Die Lagerführer seien brutal und Schläge mit der Hundeleine ins Gesicht an der Tagesordnung.“³⁴

Die Vernichtung der deutschen 6. Armee an der Wolga gab im Februar 1943 den Vorbehalten zusätzliche Nahrung. Die militärischen Dienststellen sahen nun auch vermehrt politische Grenzziehungen am Werk. „Wie eine Bombe“ sei die deutsche Niederlage auch bei den Niederländern eingeschlagen und habe „bei den meisten die versteckten Hoffnungen auf



Befreiung aufleben lassen“. Der Berichterstatter der Auslands-Briefprüfstelle Köln erkannte nunmehr offene „Freude über eine deutsche Niederlage“, wenngleich er von „ausgesprochenen Sympathiekundgebungen für den Bolschewismus“ noch nicht sprechen wollte. Das abschließende Urteil – „Der Überzahl hasserfüllter Äußerungen stehen nur wenige deutschfreundliche Stimmen gegenüber. Die Masse der holländischen Arbeiter wünscht Deutschlands Niederlage und lehnt ein Europa unter deutscher Führung ab.“³⁵ – ließ wenig Deutungsspielraum offen.³⁶

Obwohl sich die Rekrutierungsbedingungen der Niederländer bis Anfang 1943 deutlich von den Zwangsaushebungen in der Sowjetunion und Polen unterschieden, nahmen viele Niederländer ihre Lage als offene Ausbeutung und verzweifelte Rechtlosigkeit wahr: „Das Leben in der Fabrik ist eine Hölle.“³⁷ Fast schon resignierend kam die Auslands-Briefprüfstelle Köln deshalb zu dem Ergebnis: „Deutschland ist für sie [die Niederländer], das Land der Tränen und des Elends‘, dessen baldige Niederlage man herbeisehnt.“³⁸ Nach dem Sonderstimmungsbericht für Juli/August 1943 bekundete der weitaus größte Teil der Niederländer „unauslöschlichen Hass“.³⁹

Darin mochte sich eine „betonte deutschfeindliche Einstellung“ widerspiegeln, wie im Mai 1943 die ‚Meldungen aus dem Reich‘ unterstellten. Andere SD-Berichte zu Inlandsfragen legten aber nahe, dass die faktisch „zweitrangige Behandlung“ der Niederländer ganz wesentlich zur negativen Stimmung beigetragen hatte: „Die grundlegenden Schwierigkeiten scheinen darin zu liegen, dass die den Arbeitern in den Heimatländern gemachten Versprechungen und Verträge nicht eingehalten worden sind, sowohl was den

zugesicherten Einsatz, die vertraglich festgelegten Löhne, vor allem aber die zugesicherte gleiche Behandlung mit den deutschen Arbeitern betrifft.“ Das „ausgeprägte Rechtsgefühl“ der Niederländer habe faktisch zwangsläufig zu „Klagen und Verbitterung“ geführt. Vergleichsweise helllichtig vermerkte der Bericht, dass Niederländer zum einen nicht mit einer „lagermäßigen Unterbringung“ in Primitivbauten und derart schlechten Lebensverhältnissen gerechnet hätten. Zum anderen entfielen die zugesagten Urlaubsfahrten, und Niederländer wurden entgegen der großgermanischen Propaganda bei der Lebensmittelversorgung benachteiligt und zweitrangig behandelt. Dies alles mache Niederländer – so der Sicherheitsdienst der SS – „eher zu Kommunisten als zu Nationalsozialisten, geschweige zu großgermanisch ausgerichteten Menschen“.⁴⁰ In der Tat sprach nach Ansicht vieler Niederländer die deutsche Besatzungspolitik in den Niederlanden wie auch die Benachteiligung niederländischer Arbeiter in Deutschland den Bildern volkstumpfpolitischer Verbundenheit Hohn.

Hinzu kamen die distanzierte Haltung der deutschen Bevölkerung und die verbreiteten Vorbehalte, die zu scharfer Abgrenzung führten. Vielen Deutschen galten Niederländer als renitent, anspruchsvoll und wenig einsatzbereit, woran vereinzelte Stimmen wenig änderten, dass Niederländer nach Luftangriffen „mutig und willig“ eingegriffen und beispielsweise niederländische Medizinstudenten bei der Verwundetenversorgung „gute und schnelle Hilfe“ geleistet hätten.⁴¹ Die politischen Kollaborateure, die sich zu SS-Einheiten gemeldet hatten oder nach der für den September 1944 erwarteten Eroberung der Niederlande durch alliierte Truppen nach Deutschland geflüchtet waren und noch am



ehesten Vergünstigungen erhielten, müssen gesondert betrachtet werden. Sie bildeten unter den Niederländern in der deutschen Kriegswirtschaft ohnedies nur eine Minderheit.

Die Lage der Niederländer verschlechterte sich im letzten Kriegsjahr nach anfänglich differenzierter Behandlung zusehends und war zunehmend durch die Einschränkung der bisherigen Freiräume und durch Zwangsmaßnahmen geprägt. Dies galt um so mehr für Niederländer, die in die NS-Strafverfolgung gerieten oder als KZ-Häftlinge am unteren Ende der Behandlungsskala standen. Tausende Niederländer kamen wegen nichtiger Vorwürfe vor Sondergerichte, deren ausmerzende Strafpraxis viele mit dem Tode bedrohte.⁴² Gerade auch Niederländer wurden von der Gestapo wegen Widersetzlichkeiten oder Verstößen gegen die Arbeitsdisziplin in ‚Arbeitserziehungslager‘ eingeliefert und dort der auf Abschreckung und Unterwerfung abzielenden Strafarbeit ausgesetzt oder zu Tode gebracht.⁴³ Etliche Tausend Niederländer waren schließlich als Juden, ‚Nacht- und Nebel‘-Gefangene oder politische Häftlinge in die nationalsozialistischen Konzentrationslager eingewiesen und im Zuge der stärkeren ökonomischen Ausnutzung der Arbeitskräfte reserven 1944/45 in KZ-Außenkommandos gebracht worden. Dort mussten die meisten von ihnen Bauarbeiten verrichten, sofern die niederländischen Häftlinge nicht in der unmittelbaren Rüstungsproduktion eingesetzt wurden.⁴⁴ Erst die alliierten Truppen, die im Frühjahr 1945 die ausländischen Arbeiter der deutschen Kriegswirtschaft befreiten, beendeten auch für die Niederländer die mit der Zwangsarbeit verbundenen Menschenrechtsverletzungen, und der größte Wunsch, die Rückkehr in die Heimat, ging für die aller-

meisten Niederländer in Erfüllung. Aber etliche Tausend Niederländer wurden während ihres Arbeitseinsatzes im Deutschen Reich getötet – durch Bombenangriffe, Krankheiten, Unfälle, Hinrichtungen oder durch die Hand der Gestapo und SS.

II.

Die 1945 aus Deutschland nach Hause zurückkehrenden Niederländer machten nach ihrer zumeist als Zwangsarbeit wahrgenommenen grenzüberschreitenden Arbeit eine denkwürdige Erfahrung. Entweder fand ihre Situation kein sonderliches öffentliches Interesse, da die Klage der Daheimgebliebenen über die deutsche Besatzungspolitik alle sonstigen Erfahrungen überstrahlte. Oder aber sie gerieten im Zuge der Auseinandersetzung um ‚foute Nederlanders‘ (falsche Niederländer) in allgemeinen Kollaborationsverdacht.⁴⁵ Abgesehen von einzelnen Erinnerungsberichten, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit erschienen waren,⁴⁶ sorgte zwar Louis de Jong in seinem kanonisierenden Standardwerk ‚Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog‘ für eine Würdigung der zur Arbeit nach Deutschland ausgehobenen Niederländer. Als Kernbereich der nationalsozialistischen Verfolgung galt der Arbeitseinsatz aber nicht, sodass umfassende Studien, wie das 1966 in der Schriftenreihe des Rijksinstituut voor Oorlogsdokumentatie erschienene Buch von Ben A. Sijes ‚De Arbeidsinzet‘, die Ausnahme blieben.⁴⁷

Der demokratische Neubeginn in den Niederlanden, die politische und ökonomische Modernisierung nach dem Zweiten Weltkrieg, insgesamt der gesellschaftliche Erfolg des niederländischen Modells drängten die von mehr als 500 000 Nie-



derländern – immerhin rund ein Viertel der männlichen Aufbaugeneration – in der deutschen Kriegsgesellschaft gesammelten Gewalterfahrungen in den Hintergrund. Selbst die persönlich Betroffenen verlagerten ihre Aufmerksamkeit auf Ausbildung, berufliche Etablierung und Familie. Auch in den Niederlanden begann ein langes Schweigen. Vielleicht gerade deshalb belasteten die deutsche Besatzungsherrschaft und hintergründig auch die Erinnerung an die Behandlung der Niederländer in der deutschen Kriegswirtschaft dauerhaft die deutsch-niederländischen Beziehungen.⁴⁸

Im Zusammenhang mit dem Mitte der 1980er Jahre erwachenden wissenschaftlichen Interesse an der Struktur und Entwicklung der Zwangsarbeit in der deutschen Kriegswirtschaft kamen sowohl in Deutschland als auch den Niederlanden die niederländischen Arbeiter in den Blick.⁴⁹ Erinnerungsberichte entstanden,⁵⁰ und insbesondere in Lokalstudien fand die Situation niederländischer Arbeiter vermehrt Berücksichtigung.⁵¹

In diesen übergeordneten Zusammenhang ordnet sich der Text ‚Zwei Jahre Volkswagenwerk‘ des Amsterdamer Architekten Henk ‘t Hoen ein, der im fortgeschrittenen Alter ein lebensgeschichtliches Ego-Dokument schuf.⁵² Auf der Basis von Tagebuchaufzeichnungen, ersten Textentwürfen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, Dokumenten und Fotos überarbeitete er die nach seiner Pensionierung 1985 entstandenen Kapitel mehrmals, verdichtete die Sprache und schuf damit mehr als nur einen Erinnerungsbericht. Seine strukturierte Erzählung, die Mischung aus Chronologie und klaren Bildern, ermöglicht einen tiefen Einblick in die Entwicklung eines jungen Menschen in einer Kriegsgesellschaft und

seziert die deutsche Ausgrenzungspolitik gegenüber Zwangsarbeitern, insbesondere gegenüber Slawen und KZ-Häftlingen.

Henk ‘t Hoen erzählt von den Hoffnungen, Ängsten und Träumen eines niederländischen Studenten, den die Machtverhältnisse 1943 kurzerhand in eine deutsche Fabrik warfen. Kriegsbedingt getrennt von seiner Freundin in Dänemark, relegiert von der Universität, aus den Niederlanden nach Deutschland beordert, zerschellten Wünsche und brannten sich Erlebnisse ins Gedächtnis ein. Seine Beobachtungsgabe, die relative Bewegungsfreiheit, seine Sprachbegabung und sein kommunikatives Wesen ermöglichten Begegnungen, die heute einen neugierigen Blick in die Grauzonen menschlicher Überlebensstrategien werfen lassen. Dies mag zur Verunsicherung derer beitragen, die als Nachgeborene keine Erinnerungen, sondern nur Vorstellungen zu Lebensverhältnissen und -erfahrungen anderer haben – um so wichtiger erscheinen die Ausführungen über seine Jugend in der Fremde.

Der lakonisch-ironische Text zeigt Menschen unterschiedlicher Nationalität, Individuen und Typen, die Situationen meistern oder den Drangsalierungen unterliegen. Die gewählten Worte sind – ähnlich wie Henk ‘t Hoen selbst – zumeist leise, von Warmherzigkeit gegenüber den Leidenden geprägt. Aber seine alte Abneigung scheint durch. Er mochte die Deutschen nach dem Krieg nicht mehr und war selbst initiativ bei den Ermittlungen gegen die Direkttäter des KZ-Lagers auf dem Laagberg, in das er aus seiner Baracke und durch seine berufliche Tätigkeit als Bauzeichner der Bauleitung Laagberg mehrere Monate lang direkten Einblick hatte. Sühne für Verbrechen wollte er, da er gegenüber den



Geknechteten eine moralische Verpflichtung empfand. Dies prägte sein Denken und Handeln in der frühen Nachkriegszeit und wohl auch die Erziehung seiner Töchter, die er mit seiner Frau Leny bekam. Heute ist er in seiner Amsterdamer Stadtwohnung ein freundlicher Gastgeber und höflicher Erzähler. Er weiß um den Generationswechsel. Weit entfernt von undifferenzierter Altersmilde, erinnert er an die erlittene Menschenrechtsverletzung der Zwangsarbeit, die sich als Gefühl und als Bild in ihm festsetzte.

Das Studium, der Beruf als Architekt und sein Familienleben forderten lange Zeit die gesamte Aufmerksamkeit. Erst am Ende seines Berufslebens kehrten die Gedanken und Erinnerungen zu seinen Jahren in Deutschland zurück, die ihn wie so viele andere geprägt haben.

Und er besuchte Deutschland – in einem Volkswagen Golf. Fuhr zu der Fabrik, die ihm unvergesslich blieb, sprach mit Menschen, die heute dort arbeiten, wo er sein musste. Er hielt Kontakt zu vielen seiner Kameraden, sammelte Material und unterstützte die Bemühungen von Werk und Stadt zur wissenschaftlichen Dokumentation der Geschehnisse.⁵³ Der Zeuge einer Unrechtssituation berichtet zurückhaltend, vermeidet einen eifernden Ton und formuliert mit nur selten erreichter Exaktheit seine Sicht auf Verhältnisse und Menschen. Der Text führt von der Angst zum Grauen, gibt der Freude der Befreiung Ausdruck, zeigt die mit der Rückkehr verbundene Melancholie. Der Architekt misst den Erfahrungsraum aus, gibt der Zwangsarbeit ein persönliches Koordinatensystem.

„Zwei Jahre Volkswagenwerk“ ist Dokument und Analyse zugleich. Die in dem Text geronnene Erinnerung verweist auf den durch die Nationalsozialisten herbeigeführten gesellschaftlichen Niedergang. Dass Henk 't Hoen dankenswerterweise der Übersetzung seiner Erinnerungen ins Deutsche und der Veröffentlichung in der Schriftenreihe „Historische Notate“ zustimmte, macht auch deutlich, welche Hoffnung er in die Lernfähigkeit von Gesellschaften, Unternehmen und Menschen setzte.





Zwei Jahre Volkswagenwerk

Henk 't Hoen

Vorbemerkung

Was bringt einen Menschen dazu, erst nach 45 Jahren seine Erinnerungen an die Kriegszeit zu Papier zu bringen? Ich hatte mich lange Jahre hindurch wenig mit den Kriegserinnerungen beschäftigt. Eine Ausnahme bildete lediglich mein mehrjähriges Bemühen, einen Kriegsverbrecher aufzuspüren und zur Verurteilung zu bringen. Außerdem habe ich kurz nach meiner Heimkehr einige Notizen gemacht und Korrespondenzen geführt. Die gesammelten Briefe, Aufzeichnungen, Dokumente, Bilder und sonstigen Sachen, die ich aus Deutschland mitgebracht hatte, verschwanden entweder in einem Schrank oder auf dem Dachboden in einer Schachtel. Danach habe ich mich nicht weiter um diese Gegenstände gekümmert. Es gab andere Dinge, auf die ich meine Aufmerksamkeit lenkte: das Studium, die Arbeitsstelle, die Familie und die berufliche Laufbahn.

Nach der Heimkehr war ich voller Eindrücke, die ich durch die Erlebnisse in Deutschland gesammelt hatte. Ich wollte darüber reden, weil ich das Erlebte irgendwie loswerden musste. Aber fast niemand hörte zu. Jeder hatte ‚seinen‘ Krieg erlebt, mein eigener Krieg war für andere nicht relevant. Es wurde gesagt: „Der Krieg ist vorbei. Rede nicht mehr davon. Es muss weitergehen.“

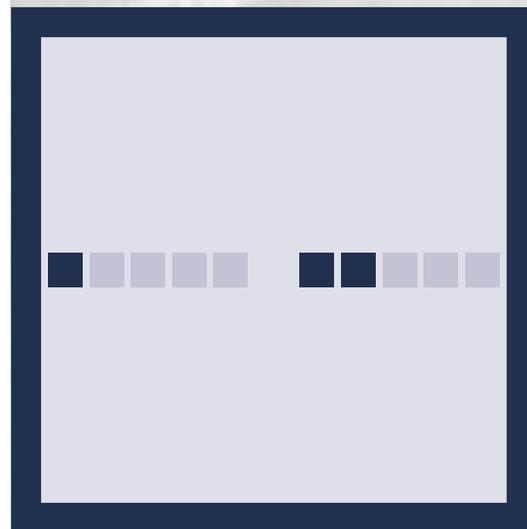
Für uns, die in Deutschland arbeiten mussten, kam dann noch der Vorwurf hinzu ‚Ihr habt für den Feind gearbeitet. Eigentlich seid ihr Kollaborateure‘. Es wurde dabei nicht erwähnt, dass es viele von uns nur nach Deutschland verschlagen hatte, weil niederländische Behörden und Personen loyal und ausgezeichnet mitgearbeitet hatten. Für unsere Kritiker war aber nur das Resultat von Bedeutung.

Diese kritische, manchmal feindliche Haltung der niederländischen Öffentlichkeit haben viele von uns, die nach Deutschland zur Arbeit gebracht worden waren, als sehr verletzend empfunden. Es war übrigens erstaunlich zu hören, wie viele derjenigen, die nicht nach Deutschland mussten, angeblich in der Widerstandsbewegung tätig waren, während wir in dieser Zeit in Deutschland und somit verdächtig waren. Manchmal hat man selbst angefangen, sich wider besseren Wissens zu fragen: „Sollten sie doch Recht haben? Haben wir tatsächlich kollaboriert?“ Man hat dazu geschwiegen. Trotzdem waren die Fragen da: „Hätten wir mehr Widerstand leisten müssen?“ – „Ja, natürlich, aber wie?“ – „Hat der überwiegende Teil der Daheimgebliebenen wirklich Widerstand geleistet?“



Mittlerweile hat sich die Haltung gegenüber Personen wie mir, die nach dem heutigen Sprachgebrauch als ‚Zwangsarbeiter‘ bezeichnet werden, geändert. Auch wir selbst haben uns geändert. Wir sind alle älter geworden und beziehen heute eine Rente. Der Druck der täglichen Arbeit und der beruflichen Karriere sind entfallen. Außerdem bringt das Alter es mit sich, dass die Erinnerung an früher – an damals – jetzt wieder hochkommt. Viele haben das Bedürfnis, die Erinnerungen aufzuschreiben, ehe es zu spät ist. Tineke Wibaut¹ sagte einmal: „Wir sind die jüngsten Zeugen. Zeugen sterben aus. Jetzt müssen wir es aufzeichnen.“ Der innere Drang wird durch das Interesse von außen angeregt. Man hat die blinden Flecken der Geschichtsschreibung entdeckt. Viele Jugendliche – auch in Deutschland – aus der dritten Generation möchten die Wahrheit erfahren. Louis de Jong² hat irgendwo geschrieben, dass über die Studenten im Arbeitseinsatz zu wenig bekannt sei. Deshalb schreiben wir jetzt.

Meine Erinnerungen bestehen zumeist aus Bildern – was in Anbetracht meines Berufes als Architekt nicht verwunderlich ist. Viele dieser Bilder sind mir dauerhaft im Gedächtnis geblieben. Während ich diese Aufzeichnungen mache, kommen nun immer mehr Fakten hinzu. Man geht auf Erkundung, man trifft andere Leute mit demselben oder ähnlichen Anliegen, und man entdeckt Dokumente, von denen man vergessen hatte, dass man sie besaß. Manche untermauern die Erinnerungen, andere hingegen widersprechen ihnen. Gleichmaßen ergeht es einem mit den Informationen, die man von Dritten erhält. Dies alles reizt zu eingehenden Nachforschungen.



Herkunft

Aufgewachsen bin ich seit meinem sechsten Lebensjahr im dänischen Kopenhagen, wohin meine Familie im Jahre 1929 gezogen war. Ich habe dort meine gesamte Schulzeit von der ersten Klasse der Grundschule bis zu meiner Abschlussprüfung am Gymnasium verbracht. Es war aber von Anfang an vorgesehen, dass ich meine weitere Ausbildung in den Niederlanden absolvieren würde.

Im November 1939 wurde mein Vater als Reserveoffizier zum aktiven Wehrdienst einberufen und musste in die Niederlande zurückkehren. Im Januar 1940 folgten ihm meine Mutter und Schwester nach. Ich blieb als einziges Familienmitglied in Kopenhagen zurück, wo ich bei Freunden meiner Eltern untergebracht wurde. Ich besuchte zu diesem Zeitpunkt die vorletzte Klasse und musste mich auf die Abschlussprüfung vorbereiten. Überdies hatte jeder das Gefühl, dass mein Vater wegen seines Alters – er war damals 45 Jahre alt – bald aus der Armee entlassen und wieder nach Dänemark zurückkehren würde. Nach der Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 war das aber nicht mehr möglich. In den letzten Monaten meines Aufenthaltes hatte ich eine Freundin. Sie hieß Jytte. Das erschwerte den näher rückenden Umzug noch zusätzlich, zumal wir alle der Meinung waren, dass der Krieg nicht mehr lange dauern könne.

Nach meinem Schulabschluss musste ich somit auch umziehen, um in den Niederlanden an der Technischen Hochschule in Delft mein Studium beginnen zu können. Am 9. Juli 1941

reiste ich daraufhin mit dem Zug aus Kopenhagen ab. Wegen der Bombardements auf Hamburg musste ich die Strecke über Gedser und Warnemünde nach Berlin fahren, wo ich in einem Hotel übernachten sollte, um dann am nächsten Tag in die Niederlande weiterzureisen. Bis Berlin verlief die Reise nahezu reibungslos. Das Auffinden des Zuges und die Abfahrt am nächsten Tag verliefen dagegen mühsam, aber es klappte letztlich doch noch ganz gut.

Ein merkwürdiger Zufall ist, dass einer der wenigen Orte auf der Strecke, an den ich mich erinnern kann, das Volkswagenwerk ist. Ein deutscher Luftwaffenoffizier kam während der Fahrt aus dem Abteil zu mir auf den Gang und zeigte es mir. „Das ist unser Volkswagenwerk“, sagte er stolz. Ich konnte die Bemerkung nicht zurückhalten, dass dort jetzt sicher ein anderes Produkt gefertigt würde. Auch das Durchqueren des zerbombten Rotterdam werde ich so leicht nicht mehr vergessen.

Kurz nach der Heimkehr habe ich mich als Student für Wasser- und Straßenbau an der Technischen Hochschule in Delft immatrikuliert und wohnte dort in einer Studentenbude. Das Studium war für mich unbefriedigend. Mir wurde zwar die Erlaubnis erteilt, mit meinem dänischen Schulabschluss an den Prüfungen der Technischen Hochschule teilzunehmen, aber die Sprache, die Art und Weise des Studierens und die Einstellung der Mitstudenten erwiesen sich für mich als schwierig. Die niederländische Umgangssprache, die in unserer Familie gesprochen wurde, war etwas



ganz anderes als die Fachsprache, in der die Vorlesungen gehalten wurde. Außerdem stellte sich heraus, dass der Wasser- und Straßenbau mir weniger lag als die Baukunst – die Architektur. Ich schwenkte dann nach einem halben Jahr auf diese Studienrichtung um. Mit diesen Anpassungsproblemen gelang es mir nicht, im Studienjahr 1941/42 das Examen P1 – den ersten Teil des einführenden Studienjahres – zu bestehen. Ich unternahm im Jahr 1942/43 einen erneuten Versuch. Aber bereits im Dezember 1942 begannen an der dortigen Technischen Hochschule heftige Unruhen.³ Für Studenten war es besser, nicht länger in Delft zu bleiben.

Daher zog ich zu meinen Eltern nach Breda, um dort die weiteren Entwicklungen abzuwarten. Bekannte besaßen am Ort einen Textilbetrieb, in der Uniformmützen hergestellt wurden. Die Fabrik musste – wie so viele Unternehmen – für die deutsche Wehrmacht produzieren. Die Wehrmachtsaufträge machten es zu einem ‚kriegswichtigen‘ Rüstungsunternehmen. Der Geschäftsführer bot mir an, dort zum Schein als technischer Zeichner zu arbeiten, um als ebenfalls ‚kriegswichtig‘ eingestuft zu werden, was mir durch einen Ausweis bescheinigt werden sollte. Dazu musste ich jedoch selbst mit dem Antragsformular in ein Büro der ‚Rüstungsinspektion Niederlande‘⁴ in Bussum gehen und einen Stempel und eine Unterschrift als Genehmigung bekommen. Das ganze Unternehmen missglückte völlig, was wohl auch an meiner mangelnden Fähigkeit lag, überzeugend zu lügen.

Kurze Zeit später wurde von uns Studenten verlangt, eine Loyalitätserklärung zu unterschreiben.⁵ Es herrschte eine chaotische, sehr verwirrende Atmosphäre in Delft. Erst als uns von unserer Fakultät für Baukunst noch einmal nachdrücklich zur Unterschrift geraten wurde, unterschrieb ich.

Aber bereits auf dem Heimweg nach Breda und unter dem Eindruck einiger Gespräche wurde mir klar, dass ich einen Fehler begangen hatte. Am nächsten Tag bin ich nach Delft zurückgegangen, um beim Rector Magnificus, Professor Hendrik Berend Dorgelo, meine Unterschrift zurückzuziehen. Er fragte mich nur: „Sind Sie sich ganz sicher?“ „Jawohl!“, antwortete ich, woraufhin er mir mein Formular zurückgab.

Ich habe dann noch versucht, einen illegalen Unterschlupf zu finden. Der Widerstand war damals noch nicht organisiert und meine Familie hatte in den Niederlanden noch zu wenig Kontakte. Lediglich ein entfernter Verwandter bot mir für 14 Tage eine Unterkunft an, danach hätte ich dann aber wieder verschwinden müssen.

Am 4. Mai 1943 forderte die deutsche Besatzungsmacht die Studenten auf, sich zwei Tage später zu melden, und drohte damit, sofern man nicht erschiene, die Eltern oder den Vormund verantwortlich zu machen. Ich sah damals keine andere Möglichkeit mehr, als dort hinzugehen.

Auf dem Weg ins Ungewisse

Am 5. Mai 1943 hörte ich im Büro der Mützenfabrik Mol in Breda, wo mir eine befreundete Familie pro forma eine Arbeitsstelle angeboten hatte, dass sich die Studenten am folgenden Tag melden mussten. Ich hoffte, durch die Arbeit in einem kriegswichtigen Betrieb dem Befehl entgehen zu können, in Deutschland arbeiten zu müssen. Der erste Versuch, um diese Stelle von der ‚Rüstungsinspektion Niederlande‘ anerkannt zu bekommen, war fehlgeschlagen. Ich wollte aber noch einen weiteren Versuch starten. Beim zweiten Mal wollte ich auf jeden Fall das Formular mitnehmen, wer wusste schon, was geschehen würde. Es klappte aber wieder nicht.



Die Familie Mol war sehr liebenswürdig. Sie fragten mich, als ich Breda verlassen musste, ob sie mir Süßigkeiten, Essen oder irgend etwas anders mitgeben könnten. Sie erzählten mir, dass sie über echten Manchesterstoff verfügten, da sie Mützen für die ‚Rotterdamsche Melkinrichtung‘, die Rotterdamer Milchversorgung, produzierten. Sie boten mir eine Manchesterhose an, was in der damaligen Zeit ein gewaltiges Geschenk war. Die Hose wurde mir im Eiltempo von einem Schneider nach meinen genauen Maßen angefertigt. Sie hat mir in Deutschland gute Dienste erwiesen.

Damals gab es eine Sperrstunde und man musste bis 21 Uhr zu Hause sein. Viele Bekannte kamen noch, um sich zu verabschieden. Danach packte ich meine Sachen. Meine Mutter, die furchtbar nervös war, wollte mir behilflich sein, doch ich ließ das nicht zu und verschloss die Tür hinter mir. Ich musste die Lage konzentriert überblicken können, damit ich nichts vergaß. Die Erfahrung als Pfadfinder erwies sich als eine große Hilfe. Es stellte sich später heraus, dass ich nichts Wesentliches vergessen hatte. Es kamen eine Menge Sachen zusammen: ein voller Koffer, ein Rucksack mit Seitentaschen und der Schlafsack.

Am nächsten Morgen musste ich noch zum Schuster gehen, um meine Skistiefel mit ‚moffenkoppen‘⁶ versehen zu lassen. Danach ging ich zum Frisör, man wusste ja nicht, wann es dazu wieder Gelegenheit geben würde. Bei Mol nahm ich dann die Hose in Empfang – es war ein Prachtexemplar. Ich verabschiedete mich. Ida, die Tochter des Hauses, brachte mich dann mit dem Fabrikfahrzeug zum Zug.

Wir Studenten mussten uns am 6. Mai 1943 vor 18 Uhr in der ‚Willem-II-Kaserne‘ in Tilburg melden. Im Zug traf ich auf offensichtliche Schicksalsgenossen. Ausstieg war in Tilburg.

Die Kaserne lag etwas außerhalb des Stadtzentrums. Wir näherten uns dem Komplex mit einer Gruppe aus dem Zug. Alle schlepten schweres Gepäck mit sich. Einige Militärfahrzeuge bogen vor uns auf die Straße. Soldaten sprangen hinten von den Wagen, verteilten sich auf beide Straßenseiten und richteten die Gewehre auf uns. Bis zum Tor mussten wir Spießrutenlaufen. Willkommen!

Auf dem Platz galt es erst einmal, beim Gepäck auszuharren. Es kamen immer mehr Studenten an. Bekannte begrüßten sich und man unterhielt sich. Nach einer Weile stellte sich ein Offizier mitten auf den Platz und brüllte ‚Ruhe!‘. Er begann die einzelnen Namen aufzurufen. Mein Name kam gleich als erster. In der entstandenen Stille klangen meine Schuhbeschläge besonders laut. Ich bekam einen Platz zugewiesen. Die gesamte Namensliste wurde durchgegangen, während wir in Reihen aufgestellt auf dem Kasernenhof verharrten. Es folgten einige Befehle. Ein Lastwagen fuhr vor, um das Gepäck einzuladen. Beim Aufladen meines Koffers auf die Ladefläche riss der Haltegriff auf der einen Seite ab. Ich dachte bei mir, dass der Griff als erstes wieder repariert werden müsste.

Wir marschierten in einer Kolonne mit Bewachung zu beiden Seiten durch die Stadt zum Bahnhof. Viele Menschen standen auf dem Bürgersteig und schauten uns nach. Der Zug stand abfahrbereit da. Für uns hieß es ‚Einsteigen‘. Mittlerweile war es dunkel geworden. Der Zug fuhr ab. Für mich galt es erst einmal, den Koffer zu reparieren. Glücklicherweise hatte ich eine Schnur bei mir. Hiermit befestigte ich den Handgriff wieder.

Um 4 Uhr nachts hielt der Zug in Ommen. Unser Bestimmungsort war das ‚Arbeitseinsatzlager Erika‘ in Ommen, wo



wir um 7:30 Uhr eintrafen. Später stellte sich heraus, dass unser Transport der letzte war. Von dort aus ging es dann noch weiter in ein Nebenlager in Junne, wohin wir laufen mussten. Junne war ein Lager aus Holzbaracken, das mit Stacheldraht umzäunt war. In einem kleinen Zimmer am Kopfbende der Baracke saßen die eigentlichen Lagerbewohner, Gefangene mit gestreifter Häftlingskleidung. Nach eigenen Angaben waren sie Schwarzhändler. Der Wortführer, ein dicker Mann mit einer glänzenden Glatze, sagte, dass er dort einsitze, weil er schwarz geschlachtet hätte.⁷ Eigentlich durften wir gar nicht mit ihnen reden. Am Morgen wurde die Zimmertür geöffnet: Unser Mief quoll in Wolken heraus.

Wie uns erzählt wurde, waren die Bewacher im Lager ‚KKs‘, Kontroll-Kompanie. Es waren schmutzige kleine Männer – Niederländer. Jemand sagte, dass er einen von ihnen aus Amsterdam kenne, der dort ein Apfelsinenhausierer gewesen sei. Die Devise in Junne lautete: warten und nochmals warten. Man fragte sich dabei bloß, worauf eigentlich die ganze Zeit gewartet wurde. Mein Name wurde aufgerufen, es gab ein Telefongespräch für mich. Es war mein Vater. Er sagte mir, dass ein Brief gekommen wäre, der vom Höheren SS- und Polizeiführer in den Niederlanden, Hanns Albin Rauter,⁸ unterzeichnet sei und in dem stehe, dass ich mich nicht ordnungsgemäß gemeldet hätte. Aber ich war ja in der Tat da, wohin man mich beordert hatte. Das war in diesem Augenblick allerdings eine bizarre Beruhigung.

Einige Male mussten wir für belanglose medizinische Untersuchungen ins Lager ‚Erika‘. Jaap van Harmelen, ein Medizinstudent, versuchte vorzutäuschen, dass er an Angina pectoris leide. „Dann darfst du nicht rauchen“, sagte ihm der Arzt. Die Fingerspitzen von Jaap waren ziemlich braun,

sodass er für tauglich befunden wurde. Im ‚Arbeitsbüro‘ bekamen wir einen ‚Überweisungsschein‘ vorgelegt. Mit einer Unterschrift auf der Rückseite des Blattes sollte von unserer Seite aus erklärt werden, dass wir freiwillig nach Deutschland gingen. Wir unterschrieben dementsprechend also nicht. Ich selbst versuchte es noch einmal mit dem Hinweis auf die ‚kriegswichtige‘ Tätigkeit in der Mützenfabrik, aber erwartungsgemäß brachte das auch nichts mehr ein.

‚Erika‘ war deprimierend. Es handelte sich um eine Art Koralle im Wald, die von einer dichten Palisade aus Kiefernstämmen umgeben war, deren Stämme dicht an dicht in die Erde gerammt worden waren. Innerhalb der Palisade befanden sich Holzbaracken und Militärzelte. In Junne konnte man wenigstens durch den Stacheldraht hindurch noch die Umgebung sehen. Außerhalb der Umzäunung patrouillierten Wachleute mit geschulterten Gewehren. Einige von uns redeten mit ihnen. „Wohin werden wir gebracht?“ – „Westfalen“, war ihre Antwort. Keiner konnte damit etwas anfangen.

Ich hielt es für richtig, mit diesen Personen nicht zu sprechen, aber ich hörte mir ihre Antwort an. In der Nacht durfte man die Baracke zwischen 21 Uhr abends und 7 Uhr morgens nicht verlassen. Bei Missachtung des Verbots würde geschossen.

Am 14. Mai 1943 erfolgte endlich das Zeichen zum Aufbruch. Wir mussten mit dem gesamten Gepäck zum Lager ‚Erika‘ laufen. Der Marsch dorthin war wegen des vielen Gepäcks und des Sandweges sehr beschwerlich. In Ommen wurden wir in einen Zug verfrachtet, der aus alten Personenwaggons bestand. Wir fuhren an Junne vorbei. Unter Bewachung eines Mannes der Kontroll-Kompanie arbeiteten die dortigen Gefangenen in ihren Streifenanzügen auf der Heide. Wir



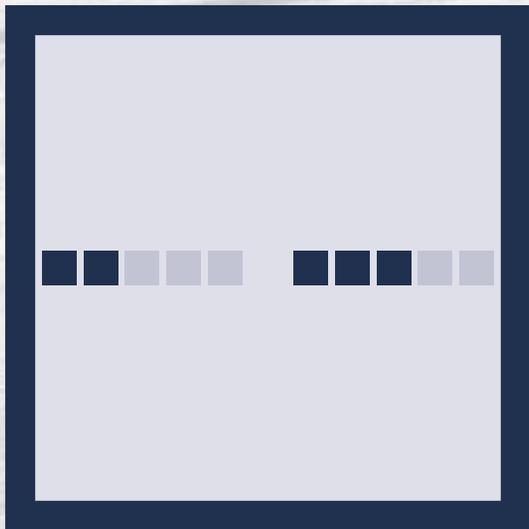
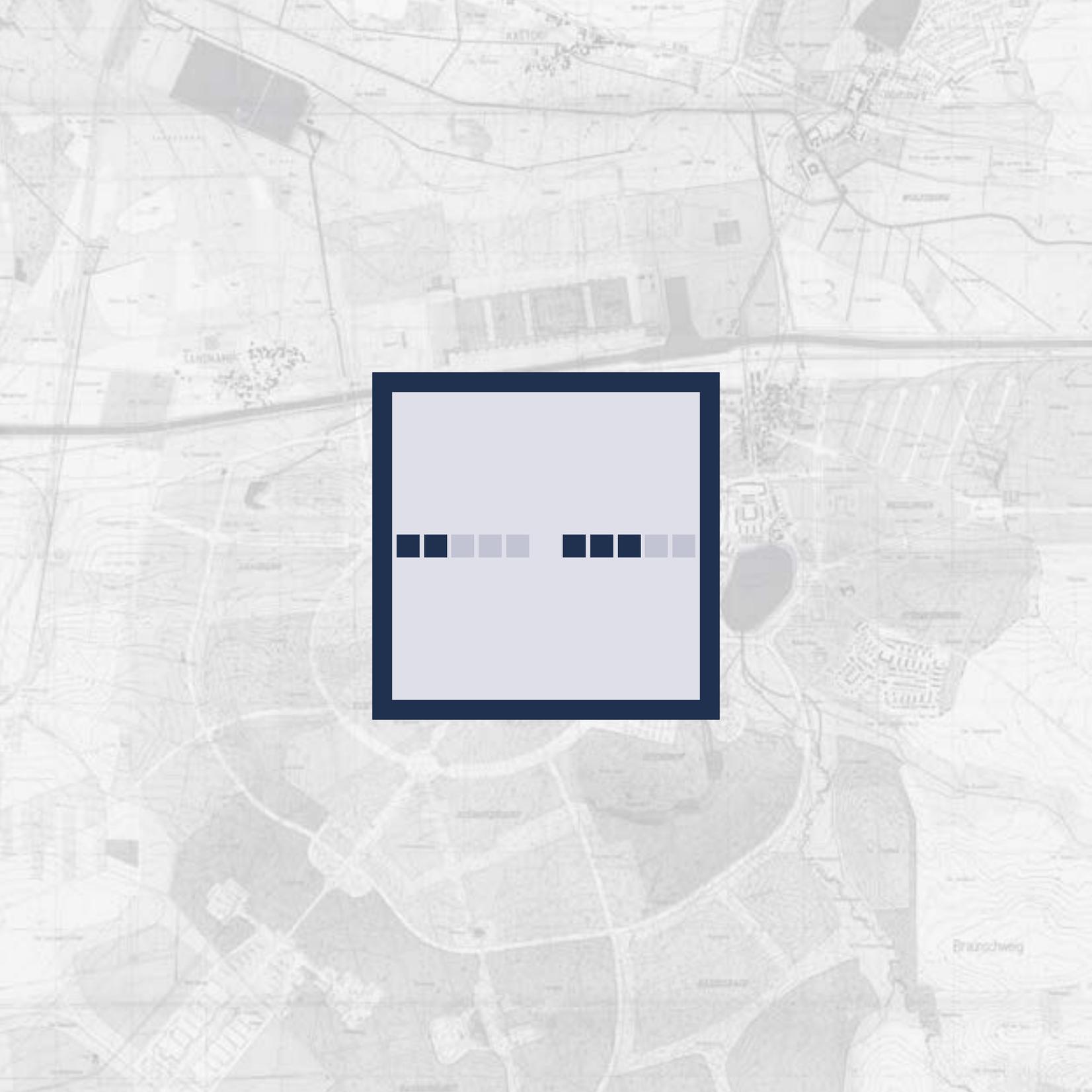
winkten ihnen zu, und sie winkten zurück. Der Zug fuhr ohne Zwischenstopp weiter. Er war nicht besonders schnell. Wir grübelten darüber nach, was uns alles erwarten würde. Es wurde nicht viel gesprochen. Jemand zeigte auf einen Hügelkamm. „Porta Westfalica“, sagte er. Ich fragte mich, wie er das wissen könne.

In Hannover wurde im Bahnhof Halt gemacht. Es gab dort immer noch eine Überdachung, obwohl sie schon arg rampoziert war. Der Sicherheitsdienst der SS überwachte den Bahnsteig und wahrscheinlich auch die Gleise hinter dem Zug. Wir sangen das Studentenlied ‚lo Vivat‘, das sehr laut über den Bahnsteig schallte. Passanten blickten schüchtern in unsere Richtung. Sie wussten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Ein Einzelner lächelte. Es war wohl ein seltsamer Anblick: Ein Zug voller singender junger Männer, aber unter der Bewachung des SD, deren Uniform die zufälligen Beobachter sicherlich kannten. Dem ernstesten ‚lo Vivat‘ folgte der Schlager ‚Ouwe taaie jippie, jippie jee‘, der ebenfalls über den gesamten Bahnsteig zu hören war. Später erfuhren wir, dass dieser Schlager für unsere ‚Internationale‘ gehalten wurde.

Hinter Hannover wurde es ruhiger, jeder war müde, und es begann dunkel zu werden. An Braunschweig kann ich mich nicht mehr erinnern, nicht einmal, ob wir dort umgestiegen sind oder ob wir mit dem Zug aus den Niederlanden direkt durchgefahren sind. Draußen war es mittlerweile vollkommen dunkel geworden und alle waren jetzt still. In der Ferne wurde in der Dunkelheit eine hohe Flamme sichtbar, die mich faszinierte. Der Zug fuhr eine kurvenreiche Strecke. Mal sah man die Flamme in der Ferne auf der linken Seite und dann wieder auf der rechten. Die Lohe kam immer dichter auf einen zu. Es schien so, als folgten wir ihr. Und tatsächlich,

etwa um Mitternacht hielt der Zug inmitten eines Industriekomplexes genau bei dem Schornstein mit der hohen Flamme. Mannshohe Rohrleitungen über unseren Köpfen gaben ein unheimliches Zischen und Gebrumm von sich. Es waren die Hermann-Göring-Werke in Watenstedt.⁹ Wir wurden auf Schotterwegen zu ein paar Holzbaracken mit hölzernen Doppelstockbetten dirigiert, die es auch schon in Junne gab. Jeder war erschöpft und schlief sofort ein. Was am Morgen passierte, würden wir noch früh genug erfahren. Als wir am nächsten Morgen in der wenig ansprechenden Umgebung erwachten, erkannten wir, dass alles etwas weniger schlimm schien, als es uns in der finsternen Nacht vorgekommen war. Wir bekamen Brot und etwas zu trinken. Jemand rief, dass sein Koffer verschwunden wäre – gestohlen. Als wir mit unseren Broten an einer Gruppe heruntergekommener Personen vorbeikamen, gestikulierten sie uns, dass sie Hunger hätten. Auf dem Rücken trugen sie das Zeichen ‚SU‘ – es waren russische Kriegsgefangene. Wir warfen ein paar Brote zu ihnen hinüber, die sie blitzschnell unter ihrer Kleidung versteckten. Es war eine unheimliche Umgebung.





Die Fabrik

Am Nachmittag kam die Meldung ‚Wir ziehen wieder weiter‘. Es sollte nach Fallersleben gehen. Ich konnte mit dem Namen nichts anfangen. Wir wurden mit Bussen abtransportiert und trafen im Volkswagenwerk ein. Im Vergleich mit den Hermann-Göring-Werken sah es dort schon etwas besser aus. Es handelte sich ebenfalls um eine neue Fabrik, aber der erste Eindruck war, dass es hier sauberer sei. Das war eine Erleichterung. Wir wurden in einem Lager aus Holzbaracken einquartiert. Es war das Lager 6, das von einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben war. Auf der anderen Seite des Zauns befand sich ein Lager mit jungen Frauen: russische Mädchen, die ein Abzeichen ‚Ost‘ auf der Kleidung trugen. Die Kontaktaufnahme war ihnen offensichtlich verboten, aber Blicke konnte man nicht verhindern. Es waren ganz hübsche Mädchen dabei.

Am folgenden Tag, dem 16. Mai 1943, wurden wir registriert, fotografiert und ärztlich untersucht. Das bedeutete endlose Wartezeiten und langes Herumhängen im Treppenhaus des Werkes. Ein Werksausweis wurde ausgestellt, ein blecherner Halter mit den Personalien, einem Passbild und einem Stempel ‚A‘, was einen wahrscheinlich als Ausländer bezeichnen sollte. Sie fragten mich nach meiner Studienrichtung und dem Stand des Studiums. Unter den Baukunde-Studenten war die Warnung im Umlauf, nicht Bauingenieur, sondern Architekt anzugeben. Später stellte sich heraus, dass die Studenten im höheren Semester oftmals in ihrem Fachgebiet eingesetzt wurden. Wir bekamen eine Marke, die dann von



Karte des Preußischen Neuvermessungsamtes mit der geplanten Siedlung und dem Volkswagenwerk, Oktober 1941



Das Volkswagenwerk aus südwestlicher Richtung, 1944

uns prompt ‚Hundemarke‘ getauft wurde. Sie musste innerhalb des Betriebes sichtbar an der Kleidung getragen werden. Die Farbe, die am Rand der Marke angebracht war, bezeichnete den Bereich, innerhalb dessen man sich auf dem Fabrikgelände aufhalten durfte. Die Nummer darauf gab die Abteilung und die Personalstammmnummer an. Ich wurde in der Halle für den Karosseriebau als Elektro-Schweißer am Fahrgestell-Fließband eingeteilt.

Am 17. Mai 1943 erfolgte die Einführung in der Abteilung. Der Meister und der Vorarbeiter waren Deutsche. Der Vorarbeiter hatte zuvor in den Ford-Fabriken in Detroit (USA) gearbeitet. Es waren beides vernünftige Leute. Die weitere Besetzung der Abteilung bestand aus Ausländern unterschiedlicher Nationalität. Ich wurde zusammen mit meinem Studienkollegen Herman Mutters in dieser Abteilung eingesetzt. In den ersten paar Tagen ‚erlernten wir das Fach‘. Abwechselnd mussten wir zur Probe schweißen. Wenn man selbst nicht beschäftigt war und man mit der Schweißermaske vor dem Gesicht nur

zusah, dann fiel es einem schwer nicht einzuschlafen. Einmal wurde ich vom Vorarbeiter durch einen heftigen Schlag auf die Maske aus dem Schlaf aufgeschreckt.

Wir bekamen einen blauen Arbeitsanzug, eine schwere lederne Schürze und Arbeitshandschuhe. Von den Blaumännern gab es zwei Versionen: blaue, wie wir sie trugen und khakifarbene aus dickerem Stoff, wie sie die Deutschen trugen. Herman bekam nach einer gewissen Zeit einen solchen, den er mir dann später vererbte, als er eine andere Arbeit erhielt – ich glaube in der Bauabteilung. Die Arbeitsanzüge wurden gelegentlich gegen saubere umgetauscht. Die Lederschürzen waren keineswegs überflüssiger Luxus. Sie hielt die Spritzer des flüssigen Eisens ab, die ansonsten quer durch die Kleidung auf der Haut gebrannt hätten. Die Russen hatten auch Schürzen, aber ich meine mich erinnern zu können, dass sie keine Arbeitskleidung bekamen. Als Schweißer hatte man ein Anrecht auf eine zusätzliche Ration Milch, die als Schutz gegen die Schweißdämpfe dienen sollte. Als Ausländer



Gruppenbild der niederländischen Studenten, 1944



Blick von der Fallerslebener Straße
auf das Volkswagenwerk, 1944

erhielten wir einen Malztrunk. Ich glaube nicht, dass sehr viel Milch darin enthalten war. Es schien mir minderwertige Milch oder bestenfalls Magermilch mit etwas Malzgeschmack gewesen zu sein. Die Deutschen hingegen bekamen richtige Milch oder Buttermilch.

Sabotage – oder nicht?

Deutschland war während des Krieges voller Ausländer, die dort in allen Abstufungen der Unfreiheit arbeiten mussten. Neben der enormen Anzahl KZ-Insassen, Kriegsgefangener und Menschen, die überwiegend aus Osteuropa kamen und die dorfweise abtransportiert worden waren, gab es noch Hunderttausende aus dem Westen, die ebenfalls zum ‚Arbeitseinsatz‘ gezwungen wurden und zur Rüstungsproduktion beitragen mussten. Um diese unwillige Masse zur Arbeit zu zwingen, hatten die Deutschen eine ganze Organisation geschaffen, die aus Verwaltung, Aufsicht, Unterdrückung, Spionage und Strafmaßnahmen bestand, und von einer

Gründlichkeit, Raffinesse und Grausamkeit war, die man sich heute nicht mehr vorstellen kann. Das Personal setzte sich aus Deutschen oder Mitläufern zusammen, die auf Grund ihres Alters, ihres Gesundheitszustandes oder ihrer Sachkenntnis vom Militärdienst freigestellt worden waren. Darunter war auch ein großer Prozentsatz an treuen Parteimitgliedern, deren Unterdrückungstechniken zum großen Teil die SA oder SS geschult hatten.

Natürlich wurden Anstrengungen unternommen, um die Produktion hinauszuzögern oder regelrecht zu sabotieren. Die Möglichkeiten dazu waren jedoch beschränkt. Die Aufsicht über die Arbeiter war intensiv, jedoch nicht immer effektiv. Die größte Gefahr war die Tatsache, dass man nur sehr wenigen vertrauen konnte. Jeder andere konnte ein Spitzel sein. Die an die Deutschen gerichtete Warnung ‚Feind hört mit‘, die zur Abwehr von Spionage überall angeklebt war, galt wechselseitig. Das gegenseitige Misstrauen, das in heterogenen Gruppen fast zwangsläufig auftritt, war groß.





**Werksausweis und Abteilungsmarke
(Vorder- und Rückseite)**

Aber es gab Ausnahmen. Der Gruppe niederländischer Studenten konnte man völlig vertrauen. Auch wenn ein einzelner sich vielleicht einen Ausrutscher leisten würde – das wäre schnell bekannt geworden –, so konnten wir gänzlich darauf vertrauen, dass gegenseitiger Verrat bei uns nicht vorkam.

Es wurde angenommen, dass es in der Studentengruppe Personen gäbe, die Verbindungen zu den Alliierten hätten. Aus Sicherheitsgründen wurde darüber aber nicht geredet. Niemand wusste allerdings genau, wer und wie. Aber dass es so war, wurde von jedermann angenommen. Ohne weitere Absprachen entwickelte sich unter den Studenten ein System. Was hinsichtlich der Produkte, der Produktion, der Transporte, der Kontrolle und gefährlicher Personen bekannt war oder auffiel, wurde weitererzählt. Kurz gesagt, es wurde alles, was für uns bzw. die Alliierten wichtig sein könnte, innerhalb des Studentenlagers ausführlich an jeden weiterverbreitet. Falls es irgendwelche Kontakte gab, so wurden die Nachrichten sicher weitergeleitet.

Dies spielte ganz nachdrücklich bei der Einrichtung der Halle 1 als Produktionshalle für die ‚V 1‘ eine Rolle.¹⁰ Die Halle wurde zu einer hermetisch abgetrennten Abteilung, wo nur Deutsche und – wie wir später erfuhren – KZ-Häftlinge arbeiteten. Außerhalb des Gebäudes wurde ein Dach über die Bahnverladestation gebaut, sodass die Waggons während des Verladens nicht aus der Luft beobachtet werden konnten. Nach dem Beladen deckte man die Waggons mit Planen ab. In diesem Zusammenhang kamen zahlreiche Gerüchte auf. Die deutschen Mitarbeiter wurden zu einem ‚Betriebsappell‘ zusammengerufen, wo über die ‚Vergeltungswaffe‘ gesprochen wurde. Die Arbeiter kamen von dieser Veranstaltung aufgeregt und selbstbewusst zurück – die meisten jedenfalls. Es durfte zwar niemand etwas über das Gehörte erzählen, trotzdem wurde uns gesagt, dass es eine Wende im Krieg geben werde. Nun würden die Engländer erfahren, was es bedeute, die Rache des deutschen Volkes heraufzubeschwören usw. usf.



Aber auch unter den Deutschen gab es vereinzelt gute Menschen. Ein paar waren unter den Studenten bekannt, die sehr vorsichtig etwas erzählten. Zudem gab es Fanatiker, denen man einige Informationen entlocken konnte. Sie waren nicht alle gleich schlau. Es dauerte deshalb nicht allzu lange, bis eine Menge wichtiger Fakten zur V 1 bekannt waren. Einzig der Antrieb blieb unbekannt. Es wurden große stählerne Kugeln gesichtet, die kreuz und quer mit Stahl umwickelt waren. Das deutete auf einen Stoff hin, der unter sehr hohem Druck stand.

Wir wussten also: Die V 1 war eine Bombe mit Flügeln, die gewisse Abmessungen besaß und an der irgendwo die besagten stählernen Kugeln befestigt sein sollten. Bei uns redete jeder darüber. Nach und nach kamen immer mehr Detailinformationen zusammen. Sämtlicher technischer Sachverstand, etwa unter den Studenten des Flugzeugbaus an der Universität Delft, wurde mobilisiert. Wie immer es auch gewesen ist, ob nun durch uns oder durch andere: Die Fabrik wurde im April 1944 erstmalig schwer bombardiert.¹¹

Diese ‚Flüsterspionage‘ war die eine Sache, eine andere war das langsame Arbeiten in der Produktion – ein ganz natürliches Phänomen bei all diesen Zwangsarbeitern. Später erzähle ich über Barabasch, mit dem ich als Schweißer am Fließband im Karosseriebau zusammengearbeitet habe. Nahezu ohne Worte spielten wir uns aufeinander ein, um die Produktion so niedrig wie möglich zu halten. Wir gingen beispielsweise nacheinander auf die Toilette, obwohl wir nur zusammen das Werkstück fertigen konnten.

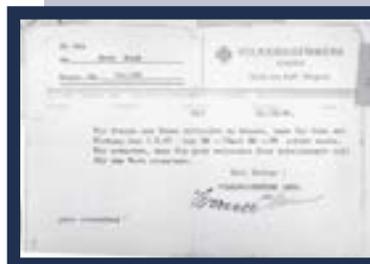
Wenn man in der Halle umherlief, um irgendetwas zu holen, sorgte man immer dafür, dass man ein Werkzeug, z.B. einen Hammer, bei sich trug. Dann sah man beschäftigt aus. Durch



Der beschädigte Südrandbau, 1944



Kantinenzugangsberechtigung für Nachtschichtarbeiter, 1944



Lohnerhöhung auf 86 Pfennige zum 1.9.1943





**Bombenschäden zwischen
Halle 1 und 2, 1944**

gemeinsames Üben wurden unsere Bewegungen langsamer, ohne dass dies besonders auffiel. Die Schweißer-Kabinen waren mit Vorhängen gegen Lichtstrahlung abgeschirmt, sodass man keinen direkten Einblick in die einzelnen Kabinen hatte. Allerdings gab es im Südrandbau, in dessen Nähe wir uns befanden, eine Galerie. Dort kam ab und zu jemand vorbei, um in die Hallen hinein zu blicken. Von dem hohen Standort aus konnte man in die Kabinen sehen und uns kontrollieren.

Einmal wurde ich fürs Trödeln bestraft und erhielt einen Arbeitsplatz an einer Punktschweißmaschine. Hier musste ich zwei Teile aus einem Korb nehmen und auf zwei Bolzen legen, dann zwei weitere Teile aus einem anderen Korb nehmen und sie auf die vorherigen platzieren. Danach musste mit jeder Hand ein Knopf gedrückt werden – rrrrrr – tick – fertig. Die Unterteile wurden in einem weiteren Bearbeitungsschritt mit einer Zange in einen Korb bewegt. Danach ging alles wieder von vorne los. Der Meister hatte sich das gut

angesehen. Lächelnd stellte er fest, dass ich die Arbeit wohl nicht besonders gut fände. Er hatte recht. Es war entsetzlich stumpfsinnig.

Eine effektive Sabotage bei den Schweißarbeiten war nur schwerlich zu realisieren. Schlechtes Elektro-Schweißen war nicht möglich, da die Stromstärke vom deutscher Vorarbeiter eingestellt wurde. Allerdings haben wir versucht, schlechte Arbeit zu leisten, in dem wir Schweißschlacke in der Schweißraupe einzuschließen versuchten. Allerdings gelang dies für gewöhnlich nicht.

Es gab eine andere Abteilung, in der zu Beginn unseres Aufenthaltes im Volkswagenwerk Flugzeugtragflächen von Junkers-Bombern repariert wurden. Es mussten Nietarbeiten verrichtet werden. Man erzählte mir, dass es dabei möglich war, die Nieten derartig schief einzuschlagen, dass sie sich bei hohen Belastungen lockerten oder das Blech zerrissen. Die fehlerhafte Arbeit wurde für den Fall des Entdeckens mit mangelndem Sachverstand erklärt bzw. als eine Erscheinung



der Übermüdung ausgegeben. Leider wurden alle Nietarbeiten noch einmal kontrolliert. Gelegentlich gab es größere Produktionsstörungen. Der bedeutendste Zwischenfall war dabei der Brand im Reifenmagazin, wobei ein ganzer Vorrat an Gummireifen verloren ging und die gesamte Fabrik geräumt werden musste, weil der schwarze Rauch durch alle Hallen drang. Wir haben nie ganz genau erfahren, wie und was tatsächlich geschehen war. Es war das Gerücht im Umlauf, dass ein niederländischer Autogen-Schweißer Reparaturarbeiten an einer Rohrleitung im Vorratslager vorgenommen hatte. Dabei sollen Funken oder glühendes Material in den Reifenvorrat geraten sein, der dann sofort zu brennen angefangen habe. Ein paar Tage lang verdächtigte man die gesamte Gruppe der Niederländer einschließlich der Studenten. Es wurde allerdings auch erzählt, dass bei derartigen Arbeiten immer ein Deutscher mit Löschmitteln anwesend sein müsse. Wir hörten über diesen Vorfall später nichts mehr.

Als ich dann in die Bauabteilung gelangte, musste ich viel im Freien arbeiten, wodurch ich nicht mehr so massiv beaufsichtigt wurde, wie es sonst in der Fabrik der Fall war. Das war eine enorme Erleichterung.

Wieder etwas später, als ich im Lager Laagberg arbeitete, war eine meiner Aufgaben, neue Gebäude oder einzelne Gebäudeteile zu zeichnen. In Delft hatte ich schon immer Mühe gehabt, Tuschzeichnungen sauberlich anzufertigen. Nun ergriff ich die Gelegenheit, anständig zu üben. Jede Zeichnung wurde sehr sorgfältig mit Tinte gezeichnet und wenn eine Änderung notwendig wurde, fertigte ich nach Möglichkeit eine ganz neue Tintenzeichnung an. Für manche Zeichnungen ist mir das mehrere Male geglückt. Einer der Deutschen im Büro, er hieß Emil Keil, war ein Fuchs im Fach, und er

durchschaute den Trick. Ich musste folglich aufpassen. Ich glaube nicht, dass Keil mich angezeigt hätte, was ich hingegen von Karl Schaper sehr wohl annehme, da er alles genau beobachtete und abhörte. Diese Art von Sabotage setzte auf gut holländisch gesagt kein Gras an den Deich, denn mein Langsamarbeiten zeigte so gut wie keine Wirkung.

Viel effektiver war es dagegen, wenn der Bauzement unabgedeckt in offenen Eisenbahnwaggons angeliefert wurde. Schon ein Regenschauer konnte eine Menge des in Papiersäcken verpackten Zements unbrauchbar machen. Das war dann ein Glückstreffer, den andere absichtlich verursacht hatten.

Wenn man aber bei Sabotage erwischt wurde, dann waren die Strafen erbarmungslos. Drei Wochen im ‚Lager 21‘, dem Arbeitserziehungslager Watenstedt, genügten,¹² um jemanden kaputt zu machen. Wir haben es an unserem Zimmergenossen Esthor Smits gesehen. Er kam als ein lebendes Wrack zurück. Allerdings sind viele andere überhaupt nicht mehr zurück gekommen.

Wie die Kontrolle funktionierte, bekam ich mit, als der besagte Brand im Reifenmagazin ausgebrochen war. Das Werk wurde stillgelegt und wir mussten die Fabrik räumen. Bei der Räumung war ich etwas spät dran. Warum, weiß ich nicht mehr. Vielleicht habe ich mir gebannt die dicken, schwarzen Rauchschwaden angesehen, die aus der angrenzenden Halle herausquollen. Die russischen Mädchen, die mit den Elektrowagen für den innerbetrieblichen Transport sorgten, hasteten mit nassen Tüchern vor Nase und Mund umher. Später, als ich heraus kam, stand dort schon eine lange Kolonne Russen, die jeweils in Fünfer-Reihe an der Straße zum Südrandbau warteten. Meine normale Strecke zum Gemeinschafts-



lager, in dem ich untergebracht war, führte quer über die Straße zur Brücke über den Kanal. Auf dem Weg dorthin lief ich durch eine Lücke in der Reihe der Russen. Hinter mir hörte ich jemanden rufen „Hey, du“. Aber auf so etwas hörte ein Student in der Regel nicht. Wenn allerdings ‚Sie‘ gesagt wurde, dann meistens schon. Ich lief daher weiter.

Plötzlich wurde ich von hinten am Nacken, am Kragen und an den Armen gegriffen. Jemand schrie „Ausweis“. Ich fummelte daher meinen Fabrikausweis aus der Brusttasche. Er wurde mir sogleich weggerissen und ich wurde von zwei Kerlen weggeschleppt, wobei ich in dem einen den Vorarbeiter unserer benachbarten Abteilung erkannte. Unterwegs sagte ich: „Lass mich los, ich kann selbst laufen.“ Zu meiner Überraschung ließen sie in der Tat meinen Nacken und Kragen los. Ich begegnete meinem Zimmergenossen Ruud Resink und rief ihm zu, dass ich mitgenommen werde und dass er es den anderen erzählen solle. Er schien wenig beeindruckt. Wir liefen bis hin zu einem Holzgebäude, das sich in unmittelbarer Hafennähe befand. Später habe ich gesehen, dass es das Büro der Gestapo war.¹³ Ich wurde in einen Raum gebracht, wo schon andere Ausländer saßen. Es war nicht besonders aufmunternd.

Jeder hatte seine eigene Geschichte – und jeder hatte seine eigene Vermutung darüber, was jetzt auf ihn zukommen würde. Einer hatte einen uniformierten Deutschen geschlagen. Mein Gedanke war ‚Auf den wartet sicherlich Lager 21! Ein anderer wurde erwischt, als er etwas zu Essen stahl. Ab und zu wurde jemand herausgerufen.

Plötzlich hörte ich meinen Namen. Zwar entstellt, aber daran hatte ich mich gewöhnt. Ich wurde in einen Raum geführt, wo ein Mann in tadelloser, hellbrauner Uniform hinter einem Schreibtisch saß. Um den Arm trug er eine Hakenkreuzbinde. Es sah ein wenig nach einer SA-Uniform aus, allerdings hatte er eine flache Mütze, die vor ihm auf dem Tisch lag. Er sah mich an. „Sie sind holländischer Student? ’t Hoen ist Ihr Name?“

„Jawohl!“

„Warum haben Sie das getan?“

„Ich weiß gar nicht, dass ich etwas getan habe. Ich wollte zum Lager, und ich wurde gefasst.“

„Haben Sie nicht gehört, dass sie gerufen wurden?“

„Ich hörte Rufe, aber ich dachte, dass es den Russen hinter mir galt.“

Er schwieg und sah mich lange und durchdringend an, was ich ungeachtet meiner Angst mit einem unschuldigen Blick erwidern konnte. Danach nahm er meinen Ausweis vom Tisch und gab ihn mir. „Passen Sie nächstes Mal besser auf. Heil Hitler!“

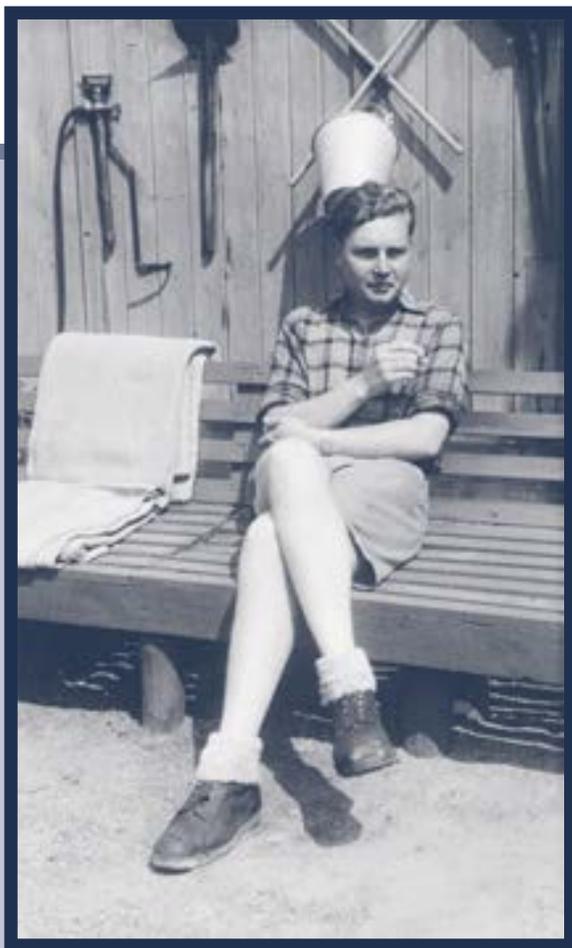
„Jawohl. Auf Wiedersehen“, antwortete ich.

Mächtig erleichtert ging ich zur Tür hinaus. Nun verließ ich das Fabrikgelände zur absoluten Sicherheit durch das Tor am Hafen und nahm deswegen einen langen Umweg zu unserem Lager in Kauf. Aber dazu war ich gerne bereit. Am nächsten Tag kursierte das Gerücht, dass jemand mit einem Revolver einen Anschlag auf die Geschäftsführer verüben wollte, während diese auf der Brücke standen. Aber es passierte nichts.

Deutsche arbeiteten teilweise selbst so, dass die Gestapo es als Sabotage hätte auslegen können. Insbesondere bei Ver-



waltungsangelegenheiten konnte man dies feststellen. Es gab Schreibfehler, Urkundenfälschung und regelrechte Bestechung. Jedes Mal, wenn ich bei Herrn Hahn – oder hieß er Wilhelm Zeppenfeld? – ‚Eisenscheine‘ abholen sollte, die zur Belieferung mit Baueisen berechtigten, dann war mir aufge-



Porträtaufnahme von mir an einem Sonntag im Lager 12, September 1943

tragen worden, Zigaretten mitzunehmen. Ein Deutscher, der zu unbestimmten Zeiten zur Bauleitung kam, behauptete, an Kleidungsstücke aus Militärdepots herankommen zu können. Er war ein etwas unzuverlässiger Typ, der die Kleider aus Berlin holen wollte. Seine Reise dorthin wurde immer wieder verschoben und schließlich kam ihm das Ende des Krieges zuvor. Er war eben nur ein ganz gewöhnlicher Schacherer.

Ein anderer Mann, der gelegentlich zur Bauleitung kam, war noch sonderbarer. Er behauptete von sich, dass er Pianist und Kapellmeister im Varieté sei. Er hatte es fertiggebracht, sich bis 1945 dem Wehrdienst zu entziehen. Er prahlte mit seinem Erfolg, den er bei den einsamen Frauen in der Stadt hatte. Mit seinem Klavierspiel könne er ‚alles‘ bei ihnen erreichen. Bei einer bestimmten Gelegenheit trug er die Mütze des Lagerführers auf dem Kopf. Es war eine viel zu große Mütze. Aber er musste sich augenscheinlich noch immer vor der Wehrmacht in Acht nehmen. Er erfand die Geschichte, dass die UFA¹⁴ ihn für einen neuen Film engagieren wolle. Als ich dann einmal allein im Büro war, wurde dort für ihn angerufen – ‚von der UFA‘ aus Berlin. Es war deutlich vernehmbar ein fingiertes Gespräch, doch ich spielte mit. Als er dann später ins Büro kam, erzählte ich ihm ernstlich von dem Telefonat. „Ach, schade, dass ich nicht da war“, sagte er. Aber anhand seines Blickes konnte ich merken, dass er begriff, dass ich ihn durchschaut hatte.

Filmvorführung mit Folgen

In der Cianetti-Halle¹⁵ wurden Filmvorführungen angeboten. Meistens handelte es sich um Propaganda-Filme oder es waren Unterhaltungsfilme aus dem Komödienbereich, wie beispielsweise ‚Das Bad in der Tenne‘. Manchmal gab es Filme





Sonntags mit Kameraden vor dem Eingang zum Splittergraben, 1943

mit gewissem Niveau, die, wie etwa ‚Die goldene Stadt‘, dann oft einen ideologischen Beigeschmack hatten. Die Langeweile trieb uns gleichwohl dorthin. Ich glaube, dass dort auch der Film ‚Jud Süß‘¹⁶ gezeigt wurde, aber da gingen wir natürlich nicht hin. Als dann der italienische Dokumentarfilm ‚Michelangelo‘ angekündigt wurde, reizte es einen dann mehr als üblich zu einem Kinobesuch.

Beim Betreten des Saales sahen wir Gründekoration und viele Hakenkreuzfahnen, was aber nicht ungewöhnlich war. Die Halle wurde auch für Parteiversammlungen genutzt und sie mochte in diesem Fall vor oder nach einer derartigen Veranstaltung für die Filmvorführung zur Verfügung gestellt worden sein. Man hatte uns hierüber nichts gesagt und so setzten wir uns in der ersten Reihe auf gute Plätze, wenn auch nur am Rand.

Gerade als die Vorführung beginnen sollte, öffneten sich plötzlich die Haupttüren und ein SA-Trupp marschierte herein, der sich ganz offensichtlich an den Seiteneingängen

postiert hatte. Das übliche Tamtam mit Musik und Phrasen wurde durchgeführt. Jemand hielt eine Ansprache, danach gab es das ‚Horst-Wessel-Lied‘, und schließlich wurde ‚Giovinezza‘, das Jugendlied der italienischen Faschisten, gespielt. Die Deutschen und die Italiener sprangen auf und erhoben den Arm zum Hitler-Gruß. Uns blieb nichts anderes übrig, als bei den ‚Volkshymnen‘ ebenfalls aufzustehen. ‚Pfote hoch‘ gab es für uns allerdings nicht, das wurde übrigens auch nicht erwartet. Allerdings blieb einer der Studenten sitzen – demonstrativ. Ein SA-Mann stürmte auf ihn zu und versuchte vergeblich ihn hochzuziehen. Er blieb sitzen. Dann kamen weitere SA-Männer hinzu, und er wurde nach draußen weggeschleppt. Wir haben ihn nie wieder gesehen. Vom Film ist mir ansonsten nichts im Gedächtnis geblieben.

Splittergraben

Aus irgendeinem Grund war ich tagsüber im Lager 12, vielleicht war es wegen der Nachtschicht oder wegen einer Krankheit, ich weiß es nicht mehr. Es gab Luftalarm. Wir gingen in den so genannten Splittergraben, der zwischen den Baracken angelegt worden war. Es war ein überdachter Laufgraben, dessen ausgeschachtete Erde oben auf der Deckenkonstruktion verteilt worden war. Zusammen mit drei russischen Mädchen, die in unserem Lagerbereich Putzarbeiten verrichteten, befand ich mich in dem Graben. Die Mädchen verkrochen sich am anderen Ende des Laufgrabens, setzten sich nebeneinander und summten dreistimmig vor sich hin. Nach einer Weile wurde es ernst. Flugzeuggeräusche direkt über uns und plötzlich ein lautes Heulen, dem nahebei Explosionen folgten. Es schien, als ob die Detonationen immer dichter an uns heranrückten. Ich saß auf der Bank und hielt



meinen Kopf in den Händen. Ich dachte nur: „Lass es doch bitte woanders einschlagen.“ Auf einmal gab es ein lautes Heulen in unserer Nähe, dann der Einschlag. Ich hatte das Gefühl, als ob der Boden unter den Füßen angehoben und sich wellen würde. Um uns herum wurde nichts zerstört, obgleich man glaubte, dass die Welt aus den Fugen geraten sein musste, und es herrschte für einen Moment allein das seltsam ungute Gefühl, dass alles um einen herum in Bewegung war. Kurz danach war der Angriff vorüber und etwas später erfolgte die Entwarnung. Als wir im Graben aufstanden, um wieder nach oben zu gehen, bemerkte ich, dass meine Knie stark zitterten und gegeneinander schlugen. Ich konnte es nicht verhindern. Es passierte einfach und ich musste selbst darüber lachen. Die Mädchen scherten sich nicht darum. Nach einer Weile war das Zittern vorüber. Etliche Bomben waren im Wohnlager eingeschlagen und hatten Schäden an den Baracken angerichtet. Glücklicherweise nicht an unserer.

Lichtschimmer am Horizont

Das Volkswagenwerk lag in der Einflugschneise der alliierten Bomber auf Berlin. Ein Bombardement der etwa 200 Kilometer östlich der damaligen Stadt des KdF-Wagens, dem heutigen Wolfsburg, gelegenen Reichshauptstadt hatte sein Vorspiel bei uns.

Einem Luftangriff ging gewöhnlicherweise ein Hinweis des ‚Drahtfunks‘, eines Zwischendings aus Telefon und Radiogerät, voraus. Wenn alliierte Flugzeuge in der Luft waren, erfolgten die Warnmeldungen. Erst eine Klingmelodie und dann eine Art Pausensignal, das überall zu hören war: in den Häusern, in der Stadt und in der Baracke des Lagerführers.



Das amerikanische Luftbild zeigt in der Mitte das Gemeinschaftslager, links oben das Hohenstein-Lager, rechts das Volkswagenwerk, 6.7.1944

Die Melodie bildete den Auftakt für ein nahendes Unheil. Es folgten dann die ‚Luftlagemeldungen‘. Von mehreren Meldepunkten kamen Berichte über die Anzahl und die Flugrichtung der Flugzeuge bzw. der ‚Bomberverbände‘. Ich kann mich an die Meldepunkte Steinhuder Meer und Lüner See erinnern.

Wir lernten schnell, was der gemeldete Ort und die Richtung für uns bedeutete. Waren die Flugzeuge in Richtung Berlin unterwegs, flogen sie meistens über uns hinweg. Nachts war das unheimlich. Hoch oben in der Luft stand ein langsam anschwellendes Gedröhn. Einem Bergfluss vergleichbar, jedoch im Klang noch wesentlich dunkler, kam von oben ein tiefer Unterton mit synkopischen Variationen, der dadurch zugleich regelmäßig und unregelmäßig wirkte.

Am Boden war alles verdunkelt. Auch für uns war am dunklen Wolkenhimmel kaum etwas zu erkennen. In der Dunkelheit war nur eine Art unsichtbares Geflimmer zu sehen. Viel-



leicht waren es die Auspuffflammen der Flugzeugmotoren, die von den Wolken reflektiert wurden. Man fühlte es mehr, als dass man es sehen konnte. Eine Welle nach der anderen bewegte sich wie ein durchgehender Strom über uns hinweg in Richtung Osten.

Dann sahen wir nach einer Pause Lichtschimmer am Horizont. Zuerst war es ein zerstreutes Sprühen, das durch die Flakabwehr verursacht wurde. Es folgte dann ein langer Lichtstrahl von einem Suchlicht, das am Himmel umherirrte. Wenn darin ein Flackern erschien, war dies meistens ungünstig. Dann stand ein Flugzeug wie eine leuchtende Schießscheibe am Himmel, das häufig als sinkender Stern sein Ende fand. Bei uns war nichts zu hören. Es war, als ob in diesen Augenblicken alles und jeder seinen Atem anhielt.

Plötzlich erschienen zwei umgekehrte Lichtfontänen in der Luft, eine rote und eine grüne, manchmal auch mehrere – die ‚Weihnachtsbäume‘ genannten Zielmarkierungen der Bomberverbände. Die Funken wurden heftiger und bündelten sich. Aus der Luft senkten sich hauchdünne Lichtstreifen nach unten. Es wurde immer mehr, bis ein kaum sichtbarer Lichtschleier bis zum Boden reichte – Feuerregen. Als Antwort erhob sich vom Boden aus ein immer stärker werdender rötlicher Lichtschimmer. Für uns war dieser Feuersee am Boden lediglich als Reflektion am Wolkenhimmel zu sehen. In der Zwischenzeit kam das Dröhnen der Motoren am Himmel wieder in Gang. Diesmal ging es vom Osten in Richtung Westen. Man wusste nie, was davon zu erwarten war. Manchmal mussten die zurückkehrenden Flugzeuge noch etwas loswerden. In einigen Fällen war dieses Manöver auch beabsichtigt, um aus einer unerwarteten Richtung zu bombardieren.



Bombenschäden an der Halle 3, 1944



Die zu mehr als einem Fünftel beschädigten oberen Fabrikationsräume, 1944

Stunden später wurde dann ‚Entwarnung‘ gegeben. Häufig passierte dies erst, wenn die aufgehende Sonne den anderen Lichtschein überstrahlte.



Der abgestürzte Bomber

Als am 29. April 1944 ein abgeschossener Bomber auf die Halle 1 der Fabrik stürzte, wurden mit mir alle Arbeiter der Bauabteilung abkommandiert, um das Sheddach möglichst schnell wieder abzudichten. Hierzu mussten Drahtglasplatten aus dem Lager im Sockelgeschoss über die Treppen aufs Dach getragen werden. Durch Explosionen im Flugzeugwrack waren viele Glasplatten aus dem Rahmen gesprengt worden. Wir wussten, dass es darum ging, die V-1-Produktion in der Halle so schnell wie möglich gegen Wind und Wetter abzuschirmen. Die Glasplatten, die etwa 1,8 x 0,6 Meter maßen, waren schwer und auf der Treppe unbequem zu transportieren. Zwei Männer hatten damit gehörige Schwierigkeiten. Die Deutschen versammelten sich auf dem Fabrikdach, hielten ihre Hände in den Taschen und ließen die Ausländer für sich abrackern. Mir war nur wenig nach dieser Schlepparbeit zumute und ich drückte mich davor, indem ich bei zwei polnischen Jungs mitlief, um ihnen die Türen zu öffnen und sie anzuleiten. Ich versuchte den Eindruck zu erwecken, als wäre dies meine Aufgabe.

Das Flugzeugwrack qualmte noch im nördlichen Teil der Halle, während das Hallendach im Süden schon abgedichtet wurde. Ich glaube, dass der Einbau der Platten in die Rahmen wohl von deutschen Arbeitern vorgenommen wurde. Ich meine mich auch erinnern zu können, dass die Arbeit direkt nach dem Absturz begann, vielleicht sogar noch während des Alarms. Wir sind einige Male aufs Dach und wieder runter gelaufen. Es war klares sonniges Wetter.

Als wir wieder einmal oben waren und uns umsahen, erblickten wir im Westen in Richtung Braunschweig eine Formation Flugzeuge, die wie eine große flache Wolke auf uns zukam.

Ab und zu schimmerte ein Licht auf. Ich denke, das war das reflektierende Sonnenlicht in den Flugzeugfenstern. Als ich die Maschinen sah, waren sie schon so dicht herangeflogen, dass sich einzelne Flugzeuge bereits am Himmel abzeichneten. Gebrüll und Panik kamen auf. Man zeigte schreiend auf die drohende Wolke, und jeder rannte zur Treppe, um in die Luftschutzräume zu gelangen. Der erwartete Angriff blieb jedoch aus. Nach dem Alarm haben wir an diesem Tag unsere Arbeit nicht mehr fortgesetzt.

Am folgenden Tag ging das Gerücht um, dass der in der Halle 1 aufgeschlagene, offenbar führerlose Bomber unter dem Einfluss des Windes erst nach oben und dann nach rechts getrieben worden war, um dann in die Halle zu stürzen, wo anschließend mehrere Bomben explodierten. Zuvor soll das Flugzeug sehr langsam aus östlicher Richtung am Südrandbau entlang geflogen und beim Sektor o ins Trudeln geraten sein. Besser konnte es nicht kommen – es stürzte mitten in den hermetisch abgetrennten Geheimbereich, wo die V 1 produziert wurde! Teun Barendregt, der im Chemielabor im Sockelgeschoss der Halle 1 gearbeitet hat, erzählte mir später, dass sie den Sprengstoff aus den aufgeplatzten, aber nicht explodierten Bomben herausgelöffelt hätten.

Das Flakgeschütz auf dem Hageberg reklamierte den Abschuss des Flugzeuges für sich. Auf einem ‚Propellerdenkmal‘ dieser Flakstellung in der Nähe des Lagers Laagberg waren sämtliche Abschüsse verzeichnet. Neben drei weiteren Maschinen stand unter dem gleichen Datum: ‚Fortress II 29.4.44 Volkswagenwerk‘.



Die französischen Kriegsgefangenen

Ende 1943 mussten bei dem von der SS als Unterkunft genutzten Barackenlager ‚Am Hohenstein‘ Splittergräben angelegt werden. Für die Ausschachtungsarbeiten wurde eine Gruppe französischer Kriegsgefangener eingesetzt, die unter der Führung eines älteren deutschen Vorarbeiters standen.

Für die Verschalungsarbeiten war ich zusammen mit zwei französischen Jungs zuständig. Die Franzosen waren von der ‚JOFTA‘, einer Art Arbeitsdienst der Petain-Regierung.¹⁷ Sie wurden deshalb manchmal scherzhaft ‚Jeunesse Petain‘ genannt. Die beiden waren jünger als ich. Der eine war Zimmermann und ein richtiger Draufgänger, der permanent mit seinen Eroberungen bei den polnischen Mädchen prahlte. Der andere war ein blasser, stiller Junge, ein Bankangestellter der Credit Lyonnais, der sich mit seiner ursprünglichen Arbeit vollständig identifizierte. Sein Vater arbeitete ebenfalls bei der Bank und zweifelsohne hatte auch schon sein Großvater dort gearbeitet. Er war nicht besonders geschickt, aber sehr nett und bescheiden. Er hieß Guy Fournier.

Der deutsche Vorarbeiter war ein aufrichtiger, ruhiger Mann. Er hatte immer eine schwarze Mütze auf dem Kopf, auch wenn wir uns drinnen befanden. Zudem rauchte er ständig Pfeife. Ich denke, dass er schon lange Zeit pensioniert war. Im Ersten Weltkrieg war er in französischer Kriegsgefangenschaft gewesen und redete daher ein paar Worte Französisch. Die französischen Kriegsgefangenen waren alle mittleren Alters und bereits seit 1940 in deutscher Gefangenschaft. An das Volkswagenwerk waren sie vom zentralen Kriegsgefangenenlager, dem Stammlager Fallingbommel, vermittelt worden.¹⁸ Den Franzosen bedeutete das nicht nur Arbeit,

sondern auch Ablenkung. Sie waren dadurch genauso wie wir im Gemeinschaftslager untergebracht und sie kamen morgens ganz gemächlich zur Arbeit gelaufen. Die Arbeit wurde von keinem von uns überhastet ausgeführt und der Deutsche gab sich damit zufrieden. Er kannte die Situation und war nicht so ein Typ, der ständig „schnell, schnell!“ hinter uns her brüllte.

Nachdem ich eine Schablone für die Tragwerke hergestellt hatte, beschränkte ich mich auf die Beaufsichtigung der Arbeiten, was zu meiner Überraschung von jedem akzeptiert wurde. Nach einer Weile schienen wir die Arbeit zu zweit nicht mehr bewältigen zu können und es musste Verstärkung herbeigeschafft werden. Wir bekamen ein paar italienische Militärinternierte hinzu. Es entstanden sogleich Probleme, weil die Franzosen die Italiener nicht mochten. Italien hatte 1940 Teile Südfrankreichs besetzt und die italienischen Militärinternierten wurden – obgleich sie sich selbst in deutscher Hand befanden – als frühere Feinde angesehen.

Die Italiener durften die Pausenbude nicht betreten, in der wir für gewöhnlich aßen, in der Kaffee gekocht und in der es immer stickig heiß geheizt wurde. Ich bin deshalb während der Pausen lieber bei den Italienern geblieben. Kurze Zeit später wurde die Aussperrung aufgegeben und die Italiener durften auch hereinkommen. Man erkannte, dass sie schließlich auch nur durch ihre Vorgesetzten nach Frankreich geschickt worden waren. Es waren äußerst bescheidene junge Leute, allesamt Stuhlmacher irgendwo aus Norditalien. Sie verkrochen sich in eine Ecke der Baracke, wo sie sich ein bisschen schüchtern umblickten. Wenn ich sie morgens bei ihrem Lager abholte, riefen sie schon aus der Ferne „Bon giorno, Signor ‘t Hoen“.



Die Gruppe der Franzosen war eine Ansammlung sehr unterschiedlicher Individuen, die durch das Schicksal zusammengeführt worden waren. Louis war ein Bauer aus der Bretagne, dem Aussehen und dem Benehmen nach völlig unmilitärisch, ein sorgsamer Vater in Holzschuhen. Er war jederzeit freundlich und stets hilfsbereit. Meistens sorgte er für den Kaffee. Ich habe sein großes, rundes, rötliches Gesicht nur ein einziges Mal sich verfinstern gesehen, als er durch gegenseitiges Necken zu sehr getroffen wurde.

Astoule war mehr oder minder sein Gegenteil. Er war ein mürrischer und unverheirateter Weinbauer aus der Provence, querköpfig, zäh und widerspenstig wie seine Weinreben. Sein hartes Provenzalisch war nur schwer zu verstehen. Allerdings sprach er auch nicht allzuviel, sondern brummte mehr. Man musste stets aufpassen, dass er in seiner Wut keine unüberlegten Sachen unternahm, wie beispielsweise das Weglaufen von der Arbeit unter den Augen der Bewacher. Als der deutsche Vorarbeiter zur Fabrik musste, bat dieser mich aufzupassen. Der einzige, der dann Schwierigkeiten machte, war Astoule. Ich musste endlos reden, um ihn zu bändigen. Außerdem gab es zwei ‚Stimys‘. Sie waren beide nach eigener Aussage Bergleute aus Nordfrankreich. Damit hörte die Gemeinsamkeit dann auch schon auf. Grand Stimy erschien mir als typischer Lehrer, der fortwährend damit beschäftigt war, etwas zu erklären oder zu erläutern. Hierbei blieb er stets gelassen und sprach mit einer kultivierten Stimme. Es überrascht mich, dass ich ihn nie nach der Bedeutung seines Spitznamens gefragt habe. Er war ein ziemlich langer, magerer Mann mit ergrautem Haar, der ein bisschen vornübergebeugt ging. Meistens war er der ruhige Wortführer der beiden. Petit Stimy war ein kleiner klobiger Mann, von

sehr breiter Gestalt und zweifelsohne mächtig stark. Seine Stimme war entsetzlich heiser, aber er sprach nicht sehr viel. Die meiste Zeit war er ruhig und gut gelaunt.

Schließlich gab es noch ‚La Gadoue‘ (Schlamm). Er war der Clown der Gesellschaft. Seinen eigenen Erzählungen zufolge war er Straßenfeger in Paris. Er sprach lispelnd, schrecklich schnell und mit beinahe unverständlichem Pariser Dialekt, gespickt mit Redeweisen und Ausdrücken, die mir absolut unbekannt waren. Jederzeit führte er das große Wort. Man bekam den Eindruck, dass er alles und jeden – eingeschlossen sich selbst – verspottete. Dabei ging sein Gesicht von einer Grimasse in die andere über. Eigentlich wusste man nie, woran man bei ihm war. Ein einziges Mal konnte ich mit ihm richtig sprechen. Sein Gesicht war dabei gelassen und er redete ebenso ruhig, seriös und verständlich. Eine ganze Zeit haben wir alle zusammen gearbeitet, bis ich mich mit einem Beil verletzte und ins Krankenhaus musste.

Als wir dann später befreit wurden, hörte ich zufällig, dass die französischen Kriegsgefangenen als erste nach Hause gehen konnten. Sie wurden mit amerikanischen Trucks zum Flughafen gebracht und von dort auf dem Luftwege nach Frankreich transportiert. Nach kurzem Suchen habe ich meinen Verein gerade noch rechtzeitig vor ihrer Abreise wiedergefunden. Sie waren gerade dabei, auf die Trucks zu steigen. Ich konnte ihnen allen noch die Hand schütteln und ihnen nachwinken. Wir hatten alle Tränen in den Augen. Grand Stimy gab mir bei diesem Abschied eines der größten Komplimente, die ich unter den gegebenen Umständen bekommen konnte. „Monsieur, vous sera un bon officier (Mein Herr, Sie würden ein guter Offizier sein)!“ Ich konnte nur noch schlucken und winken.



Die Russen

Die Russen, die sich in der Fabrik und in der Stadt aufhielten, konnte man in zwei, eigentlich aber drei Kategorien aufteilen. Das Gros der Russen war gebrandmarkt. Die Kriegsgefangenen bekamen auf dem Rücken mit Ölfarbe die Buchstaben ‚SU‘, während die Kriegsgefangenen aus Frankreich mit einem ‚KG‘ gekennzeichnet waren. Die Zivilisten aus der Sowjetunion mussten ein blaues Stoffquadrat mit einem weißen Rand und dem weißen Schriftzug ‚Ost‘ auf der Brust tragen. Schließlich räumten die Deutschen einer Anzahl Russen aus irgendeinem Grund mehr Freiheiten ein. Mitunter wurden Einzelne sogar zu ‚Volksdeutschen‘ befördert, wodurch sie nicht mehr als Russen galten.

Den Kriegsgefangenen erging es anfänglich sehr schlecht, bis ihr Platz als underdog im Herbst 1943 von den italienischen Militärinternierten übernommen wurde, die den Spitznamen ‚Badoglios‘ erhielten.¹⁹ Sie wurden nicht als Kriegsgefangene gemäß der Genfer Konventionen angesehen, sondern sie galten lediglich als Militärinternierte, wodurch sie mehr oder weniger vogelfrei waren. Doch ich will mich in diesem Kapitel auf die Russen konzentrieren

Die Deutschen hatten in von der Wehrmacht besetzten Teilen der Sowjetunion Dörfer, Städte und sogar ganze Regionen entvölkert und die Menschen nach Deutschland geschleppt, um sie dort als billige Arbeitskräfte einzusetzen. Sie dienten gewissermaßen als Sklaven. Die Deutschen erwischten allerdings zum großen Teil nur Frauen, Kinder und alte Menschen. Mir sind in dieser Gruppe interessante Menschen begegnet. In der Fabrik arbeitete ich eine Zeit lang mit Mofodil Barabasch am Fertigungsfließband zusammen, an dem wir Volkswagenfahrzeuge verschweißen mussten. Barabasch war

ein Zechenaufseher aus der Umgebung von Rostow. Er konnte nur wenig Deutsch und ich überhaupt kein Russisch, sodass wir unsere Gespräche mit Händen, Füßen, Zeichen und einzelnen Worten führten. Das ging solange, bis ich ihm in Braunschweig ein deutsch-russisches Wörterbuch kaufen konnte, worüber er sich unbändig freute. Von da an klappte das Sprechen besser.

Barabasch war sehr klug und vielseitig interessiert. Wir erzählten einander, so gut es ging, über unser Leben, die Lebensumstände und die Arbeit zu Hause. Er wohnte in einem Dorf, in dem ‚die Häuser alle gleich waren‘. Der Ort hieß Olschowskij und lag außerhalb von Rostow, in der Nähe der Schachtanlagen, wie ich seinen Erzählungen entnahm. Es handelte sich um quadratische Häuser mit einem pyramidenförmigen Schilfdach. Sie waren um einen großen gemauerten Ofen herum errichtet worden und wurden von der Küche aus mit den Zechenkohlen geheizt. Der Ofen heizte das ganze Haus und diente gleichfalls zum Kochen und zum Backen. Als ich ihm Fotos von unserem Haus in Breda zeigte, sagte er: „Du bist also ein Kapitalist.“ Unter den gegebenen Verhältnissen konnte ich ihm da nur zustimmen.

Barabasch war ein kleiner, magerer, zäher Mann mit lebhaften Augen in einem gezeichneten Gesicht. Obgleich das schwierig zu schätzen war, wird er mittleren Alters gewesen sein. Wir kamen ausgezeichnet miteinander aus und konnten uns ohne Probleme verstehen – wenn nötig auch ohne Worte. Am Arbeitsplatz hatte man uns strategisch zwischen hart arbeitenden Menschen plaziert. Vor uns arbeitete am Fließband ein ausgesprochen fanatisch-faschistischer Italiener, der das Produktionstempo ab und zu enorm erhöhte. Hierdurch häufte sich bei uns ein Berg Materialien an, die wir



„absolut nicht in der vorgegebenen Zeit verarbeiten konnten“, wie Barabasch und ich mit einem starren Gesicht behaupteten.

Hinter uns arbeitete ebenfalls ein Russe in hohem Tempo. Er war zuvor Schweißer in einer Traktorenfabrik in Kiew gewesen und war es nicht gewohnt zu bummeln. Ich konnte nicht viel mit ihm reden, da er nicht besonders gesprächig war und nur einige deutsche Wörter kannte. Bezüglich seiner Lebensumstände in der Heimat hörte ich, dass es ‚in Russland viel besser‘ sei. Er fuhr dort morgens um sechs Uhr eine Stunde mit der Bahn zur Arbeit. Er hatte stets ein Kilogramm Brot und einen Liter Wodka dabei. Die Arbeit dauerte für ihn bis sechs Uhr abends. Dann fuhr er mit dem Zug wieder nach Hause – und das an sechs Tagen in der Woche. „Russland gut, Deutschland njet gut“, war sein Urteil.

Die Ukrainer, die den Großteil der Arbeiter aus der Sowjetunion bildeten, waren im allgemeinen robust gebaut. Zwischen ihnen fielen ab und zu andere Typen auf. Unter den Kriegsgefangenen gab es vereinzelt ein mongolisches Gesicht. Aus Südrussland, aus dem Kaukasus, kamen dunkelhaarige, lange, schlanke Menschen. Unter den Mädchen gab es wahre Schönheiten.

In unserer Fabrikabteilung arbeitete ein russischer Junge, der mir durch sein aristokratisches Aussehen auffiel. Er hatte ein schmales, äußerst feines Gesicht, sehr schmale Hände mit langen Fingern und gold-blondes, kurzgeschnittenes Haar. Er war mager und lief ziemlich krumm. Er blieb stets für sich allein, ich habe ihn niemals mit jemandem sprechen sehen. Als einmal niemand in der Nähe war, bin ich zu ihm hingegangen, um mich mit ihm zu unterhalten. Ich habe ihn damals freundlich, aber eigentlich unzulässig direkt gefragt

– aber das erkennt man erst später –, wie es sein konnte, dass er so anders aussah. Ich fragte, ob er aus einer anderen Gegend käme. Er reagierte sehr verlegen und antwortete gar nicht. Im Nachhinein kann ich seine Reaktion sehr gut nachvollziehen. Aber damals verwirrte es mich.

In der Bauabteilung, in der ich später arbeitete, begegnete ich einem Russen, der aussah, als sei er einem Roman Tolstois entlaufen – eben ein Mushik. Er war ein langer Kerl mit großen Stiefeln, einem wüsten Bart und einer polternden Stimme. Er trug ein langes Hemd über der Hose, die mit einem Gürtel festgehalten wurde. Außerdem hatte er noch eine flache Mütze auf. In einem Gespräch vertraute er mir an, dass er aus Holz alles machen könne. „Gib mir ein Beil und ich mache alles daraus.“ Ich fragte, ob er Zimmermann sei. Seine Antwort: „Da, Da!“ Und ich hakte nach: „Vielleicht auch Architekt?“ „Da, Architekt auch!“ In seinem Dorf war er auch alles – Bürgermeister usw. Er war nicht eben bescheiden. Später sah ich ihn einmal in einer endlos langen Schlange Russen, die von der Fabrik aus über einen Umweg zu ihrem Lager zurücklaufen mussten. Er befand sich dort gleich einem polternden Hahn auf dem Hühnerhof inmitten einer Gruppe Bauersfrauen, die bunte Kopftücher trugen. Das war sein Dorf.

Ferner gab es noch die russischen Mädchen. Sie konnten wunderbar singen – die Männer übrigens auch – allerdings sangen die Mädchen auch während der Arbeit. Wenn sie zu zweit waren, sangen sie zweistimmig, zu dritt sogar dreistimmig. Bis zu welcher Anzahl sich dieser mehrstimmige Gesang ausweiten konnte, weiß ich nicht. Aber es klang sehr melodios, wenn eine Reihe Mädchen, die den Boden kehrten, gemächlich vorbeikam.



Vollzugsort Ostl.	Lebensjahr	Größe	Wasser	Lohn RM	Ar. d. Platz	Stamm-Geld	Stamm-Verb.	Stamm-Geld	Lebensjahr	Wasser	Größe	Wasser	Lohn RM	Ar. d. Platz	Stamm-Geld	Stamm-Verb.	Stamm-Geld
Vollzugsort Ostl.	43	1,70	1,14	8,25	99,194	7,20	7,20	7,20	43	1,70	1,14	8,25	99,194	7,20	7,20	7,20	7,20
Vollzugsort Ostl.	43	1,70	1,14	8,25	99,194	7,20	7,20	7,20	43	1,70	1,14	8,25	99,194	7,20	7,20	7,20	7,20

Lohnstreifen von Henk 't Hoen (oben) und Mofedit Barabasch, Juni 1943

Die Russen verdienten noch weniger als wir. Die Lohnabrechnung von Barabasch wies zwei ausgefüllte Felder auf: ‚Quart.[ier], Verpfl.[egung]: RM 45,00‘ und ‚Überz[a]hl[un]g: RM 45,00‘. Es blieb also faktisch nichts übrig. Es wurde ein ziemlich hoher Betrag für die kärgliche Verpflegung und die schlechte Unterbringung berechnet, der als Vorauszahlung bewertet wurde und als Überzahlung vom formellen Lohn einbehalten wurde. Auf jeden Fall erhielt er kein deutsches Geld ausgezahlt. Die Russen hätten es ohnehin nicht ausgeben können, da sie – bis auf wenige Privilegierte – im Lager bleiben mussten, wo die Kantinen besonders schlecht und karg ausgestattet waren. Diese Regelung galt anfangs auch an den arbeitsfreien Tagen.

Trotz allem gelang es vielen russischen Mädchen, munter und frisch, sogar elegant auszusehen. Mit einem straff um die Taille geschnürten Gürtel und einem farbenfrohen Kopftuch, das phantasievoll auf dem Kopf drapiert wurde, sahen sie sehr gut aus. Es war den Russen – aber auch uns anderen – verboten, Kontakte untereinander zu pflegen oder gar Beziehungen einzugehen. Für die Deutschen wurde dies sogar unter Strafe gestellt. Wie das für uns geregelt war, ist mir nicht klar geworden.²⁰ Gleichwohl gab es Liebesbeziehungen. Ich selbst hatte für kurze Zeit eine russische Freundin. Doch darüber schreibe ich später mehr. Es gab unter den Mädchen einige, die besonders auffielen. Das waren unter

anderem diejenigen, die mit Elektrowagen durch die Fabrik fuhren. Damit konnten die jungen Frauen virtuos umgehen. Sie rasten in voller Fahrt durch die Gänge, mit wehenden Haaren und den Brüsten vorne weg, wie Galionsfiguren.

Die auffälligste von allen war Alexandra, von den anderen weiß ich den Namen nicht mehr. Alexandra wurde auch in unserem Kreis heftig angehimmelt und begehrt, aber sie war unnahbar und für uns unerreichbar. Sie war groß und schlank, hatte lange dunkelrote Haare und ein Paar flammende dunkle Augen in einem reizenden Gesicht.

Als der Brand im Reifenmagazin der Fabrik ausbrach, füllten sich die Produktionshallen innerhalb kurzer Zeit mit einem solchen schwarzen Rauch an, dass die Fabrik geräumt werden musste.²¹ Dabei waren die Elektrowagen-Mädchen auffallend aktiv. Mit einem Tuch vor dem Mund und der Nase, das vor dem Rauch und vor tränenden Augen schützen sollte, flitzten sie in voller Fahrt durch den undurchsichtigen Rauch. Sie wollten den Deutschen wohl zeigen, wozu die Russen in der Lage waren. Nachdem der Brand gelöscht war, sprachen die Deutschen im Beisein der gesamten Arbeiterschaft Anerkennungen aus. Auch zwei der Elektrowagen-Mädchen erhielten Gutscheine. Sie konnten sich dem nicht entziehen und nur Gott weiß, was das nach der Befreiung für sie für Folgen gehabt hat. Die Strafmaßnahmen gegen vermeintliche Kollaborateure waren brutal.²²





Ausgabe von Kantinengutscheinen für „vorbildliches Verhalten“ während eines Bombenangriffs, 1944

Die russischen Männer konnten sagenhaft gut und mit mächtigem Volumen singen. Ich erinnere mich an einen schönen Sonntagnachmittag, als ich am Waldrand oberhalb der Stadt spazieren ging. Aus dem sicher zwei Kilometer entfernten Russenlager erklang ein kräftiger Gesang von drei Männerstimmen, der wohl in der ganzen Stadt zu hören war. Von meinem Standort aus konnte ich sie noch gerade erkennen, wie sie jeweils mit den Armen über den Schultern des anderen auf der Hauptstraße des Russenlagers auf und ab gingen.

Die Russen bekamen eine Ration ukrainischen Tabak, der ‚Machorka‘ genannt wurde. Er bestand aus kurzen Stücken, so dick wie ein Streichholz. Die feinen Tabakteile bekamen die Deutschen, unter anderem in den bekannten russischen Zigaretten mit einem langen Mundstück aus Pappe, die ‚Papiroschka‘. Die waren ausgezeichnet, aber im Prinzip nie zu bekommen. Nur ein einziges Mal schenkte mir Iwan, ein russischer Kriegsgefangener, eine.

Machorka war dagegen leichter zu bekommen. Die Russen rollten den Tabak mangels Zigarettenpapier in Zeitungspapier ein. Es schien ihnen zu schmecken. Ein einziges Mal bekam ich eine angeboten, die ich dann auch sogleich pro-

bierte. Durch das schlechte Zeitungspapier und die fette Druckerschwärze war sie jedoch so stark, dass ich einen regelrechten Schlag in die Lungen bekam. Mit richtigem Zigarettenpapier waren sie durchaus gut, sogar sehr schmackhaft. Eine angebotene Zigarette durfte man nie ablehnen.

Es gab viele russische Kinder, die arbeiten mussten, obwohl sie noch so jung waren. Ein 12jähriger Junge bediente sachkundig in einer der Hallen einen großen Laufkran und einige junge Mädchen arbeiteten an Punktschweißmaschinen und Bohrautomaten. Sie schützten ihre Haare durch Kopftücher, damit diese nicht in die Maschinen gerieten. Trotzdem ereigneten sich Unfälle, bei denen Mädchen faktisch skalpiert wurden. Viele von den jungen Kindern wuchsen unter solchen Umständen als Rabauken auf. Essen aus den Kübeln zu stehlen, war ein beliebter, aber auch gefährlicher Sport. Wenn der Werkschutz sie dabei erwischte, wurden sie brutal behandelt. Manchmal hörte man hinter verschlossenen Türen ihre Schreie.

Bei Fliegeralarm wurden, wenn es das Wetter zuließ, in der Umgebung der Fabrik Verneblungsanlagen aktiviert. Diese Apparate bestanden hauptsächlich aus einem großen Fass mit irgendeiner Säure, die mittels einer Pumpe über eine Art Duschbrause in die Umgebung gespritzt wurde. Hierdurch entstand ein saurer Nebel, der sich träge über das Werk senkte und dieses mehr oder weniger tarnte. Viel hat dies wohl



nicht gebracht. Die Anlage wurde von zwei russischen Kriegsgefangenen bedient, die sich damit wahrscheinlich eine Extraration Essen verdienten. Sie standen unter der Bewachung eines alten deutschen Soldaten, der träge hinter ihnen her trottete.

Als dann die Befreiung kam, geschahen verrückte Dinge. Das Waffenarsenal in der Fabrik und der Getränkevorrat wurden von den Russen erbeutet – eine gefährliche Kombination. Beispielsweise stand ein Russe hinter der Fabrik und nutzte die Rohrleitungen als Schießscheibe. Für Passanten war dies lebensgefährlich. Ein anderes Mal sah ich einen Kübelwagen, der vollbesetzt war mit bewaffneten Russen. Hinter der Fabrik fuhren sie ständig im Kreis herum und wirkten auf mich wie ein Stachelschwein aus Waffenläufen. Ein französischer Kriegsgefangener, der in meiner Nähe stand und sich ebenfalls das Schauspiel betrachtete, sagte zu mir: „Das kann nicht sein. Die müssen durch die Amerikaner entwaffnet werden. Wir bringen sie nach Fallersleben.“ Er beugte sich in ihren Wagen, ergriff ein Gewehr, lud es und sagte in meine Richtung gewandt: „Nimm dir auch eins.“ Ich tauchte ebenfalls in den Kübelwagen ein und erwischte etwas Großes. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um ein leichtes Maschinengewehr, das jedoch weder einen Verschluss noch Munition hatte. Ich hoffte aber, dass man das aus der Entfernung nicht erkennen konnte. Dann riefen wir: „Dawaj (Los nach), Fallersleben!“ In einem anderen Kübelwagen stehend, richteten wir die Waffen auf die Russen und fuhren mit ihnen zum Bahnhofsgelände in Fallersleben, wo einige amerikanische Armeefahrzeuge standen. Ich sprach einen Offizier an und erklärte ihm die Situation. Die Russen wurden entwaffnet und mit ihrem Wagen zurückgeschickt. Der Offizier

dachte, dass die Sache damit für ihn erledigt sei. Aber ich erzählte ihm, dass das Waffendepot noch voll sei und leer geräumt werden müsste, um weiteren Problemen zu entgehen. Nach einigem weiteren Drängen fuhren wir mit mehreren Lastwagen Amerikanern nach dort. In der offenen Tür des Bunkers hielt der Offizier dann plötzlich inne. Das Licht brannte und dort drinnen herrschte ein reger Betrieb. Es waren alles Menschen, die etwas nach ihrem Geschmack suchten. Im hinteren Raum war ein Russe leidenschaftlich damit beschäftigt, Panzerfäuste aus den hölzernen Regalen zu nehmen und zu zertrümmern. Er fasste sie am Stiel und schlug die Köpfe, mit deren Sprengkraft ein Panzer lahmgelegt werden konnte, an der Holzkonstruktion ab. Der Kopf sprang ab und blieb am Boden liegen. Sofort griff er sich die nächste Panzerfaust. „Tell that guy to stop this immediately (Sag dem Kerl, dass er sofort damit aufhören soll)!“ sagte der neben mir stehende Offizier etwas atemlos. Ich schrie in einer Art ‚Russendeutsch‘: „Hey du! Nicht machen. Sonst gehen wir alle – Bumm – hoch!“ Dabei riss ich gestikulierend die Hände hoch. Der Russe hörte mir zu, grinste ein wenig und ließ dann zur allgemeinen Erleichterung das lebensgefährliche Ding los. Die Amerikaner waren unter Mithilfe der Russen noch Stunden damit beschäftigt, alles auszuräumen.

Kurz nach der Befreiung wurde in der Cianetti-Halle ein großes Befreiungsfest gefeiert. Selbstverständlich organisierten die Italiener das Fest, zu dem sie jeden einluden. Die Eröffnungszeremonie bestand darin, dass zwei Soldaten jeder Nation vorn aufs Podium stiegen und einen Toast auf die Freiheit aussprachen, während ein Dritter den Wunschtext über das Mikrofon in der jeweiligen Sprache vortrug. Als Dolmetscher der Amerikaner durfte ich den englischen Text





Die Innenstadtbebauung an der Arndtstraße, 1943

sprechen, sodass ich den gesamten Saal überblicken konnte. Alles verlief programmgemäß. Eine Nationalität folgte der nächsten in alphabetischer Reihenfolge. Dementsprechend waren die Russen die letzten. Eine mir unbekannte Person ging ans Mikrofon und hielt anstelle des abgesprochenen Toasts eine ganze Rede. Wir konnten nichts verstehen. Vorne im Saal saßen viele russische Männer und Frauen und ich konnte ihr Gesichter gut erkennen. Während der Ansprache wechselten die Gesichtsausdrücke schnell von überschwenglicher Freude zu starrem Ernst. Die Rede, von der ich nur einzelne Worte verstanden hatte, war offenbar keine Festrede, sondern hatte offensichtlich politischen Charakter. Als die Predigt endlich zu Ende war, hatte jeder in der darauf folgenden tiefen Stille das Gefühl, dass noch etwas passieren müsse. Der Zeremonienmeister gab hastig ein Zeichen an das

internationale Tanzorchester, sodass kurz darauf die Musik aufspielte. Ich hatte Lust zu tanzen, sprang vom Podium herunter und lief zu einer Gruppe russischer Mädchen, um eines von ihnen zum Tanz aufzufordern. Doch zu meinem Erstaunen war nicht eine einzige bereit dazu. Später bemerkte ich während der allgemeinen Festfreude, dass zwar einige Russinnen miteinander tanzten, dass sie sich ansonsten jedoch vollkommen zurückhielten. Die polnischen Mädchen und die wenigen Frauen anderer Nationalität tanzten dagegen sehr ausgelassen.

Als das Büro des DP-Teams 16, bei dem ich eine Weile als Dolmetscher beschäftigt war, eingerichtet worden war, postierten sich russische Soldaten, frühere Kriegsgefangene, vor dem Gebäude als Wachposten. Auch an anderen Orten in der Stadt hielten mit Gewehr und aufgepflanzt Bajonett bewaffnete ‚Iwans‘ Wache. Hauptsächlich war dies am Bahnhof der Fall, wo regelmäßig amerikanische Armeezüge mit Munition und Brennstoff entlang kamen.

Eines Abends war ich zusammen mit einigen Mitarbeitern des Büros spazieren gegangen. Erst im Dunkeln kamen wir zum Gebäude zurück. Plötzlich hörten wir die Frage: „Wer da?“ Das einzige, was man sehen konnte, war ein gesenktes, blinkendes Bajonett. Leichtfertig sagte ich „Amerikanski (Amerikaner)“. Das half. Das Bajonett verschwand und man hörte aus der Dunkelheit ein „choroscho (gut)“.

Leutnant Carl C. Baron hatte sich in den Kopf gesetzt, dass im Russenlager nach Waffen gesucht werden müsste. Er wollte sich dort umsehen und ich musste als Dolmetscher mit. Wir gelangten mit einem Jeep dorthin – ins Frauenlager. Er ging ohne Umwege in eine Baracke hinein. Ich folgte ihm. Darin war es gerammelt voll. Die meisten Frauen und Mäd-



chen saßen oder lagen auf ihrer Pritsche. Überall gab es Verzerrungen aus Papierschnitzeln, die zu Vorhängen, Gardinen, Streifen usw. geschnitten worden waren. Es war dort ohnehin sehr laut. Doch als wir hereinkamen, brach solch ein Höllenlärm los, dass selbst Baron begriff, dass wir uns von diesem Ort besser wieder entfernen sollten, zumal wir keine Waffen gefunden hatten.

Die Italiener

Bereits bei unserer Ankunft im Mai 1943 trafen wir in der Fabrik und in der Stadt Italiener an, von denen viele schon am Bau der Fabrik beteiligt gewesen waren. Die Deutschen und die Italiener waren Verbündete, obgleich sie kein herzliches Verhältnis verband. Die Deutschen hielten die Italiener eigentlich für ein unzuverlässiges Volk und die Italiener wiederum sahen die Deutschen als sehr mürrische Menschen an. Man nahm aber aus politischen Gründen auf die Verbündeten aus Italien Rücksicht und als Zeichen der Kooperation war 1938 im Gemeinschaftslager die ‚Tullio-Cianetti-Halle‘ errichtet worden. Es handelte sich dabei um eine Art Mehrzweckhalle in einem schön ausgeführten, modern konstruierten Holzbau. Kurze Zeit nach der Befreiung, am 7. Mai 1945, wurde das Gebäude wohl durch Brandstiftung völlig zerstört. Die zivilen Italiener fielen in der Masse der Arbeiter nicht weiter auf.²³

Allerdings wurden im Laufe des Herbstes 1943 die Folgen des aufgekündigten Bündnisses auch für uns sichtbar. Die italienische Armee, über die sich die Deutschen stets ziemlich despektierlich geäußert hatten, wurde von der Wehrmacht entwaffnet und interniert. In großer Zahl wurden italienische ‚Militärinternierte‘ oder auch nur kurz ‚IMI‘ nach

Deutschland verschleppt. Sie waren keine Kriegsgefangenen, die unter dem Schutz der Genfer Konvention standen, sondern bekamen von den Deutschen den Schimpfnamen ‚Badoglios‘ und wurden grausam behandelt. Ihr Eintreffen in der KdF-Stadt war ein trauriges Schauspiel. In endloser Reihe kamen die heruntergekommenen, zerlumpten Männer in buntgemischten Uniformen an. Die ‚Bersaglieri‘, die italienischen Scharfschützen mit ihren Hahnenfedern am Hut, und die Alpenjäger mit der Feder hinten auf einem glockenförmigen Hut erinnerten an eine tragische Oper. Tatsächlich füllten die IMIs bis zum Bau des KZ Laagberg im Mai 1944 die Rolle der Underdogs aus, die sie in der Nachfolge der russischen Kriegsgefangenen zugewiesen bekommen hatten.

Im Winter 1943/44 sind allein im Lager Laagberg etliche – fast vierzig – durch die Entbehrungen an Hunger und Kälte gestorben. Ihre Ernährung war besonders schlecht und ihre Uniformen – häufig Sommeruniformen, bei manchen sogar Tropenuniformen – waren völlig ungeeignet für die schlimmen Witterungsbedingungen des windigen, kahlen Hügels, auf dem zeitweise Temperaturen von unter -20 Grad Celsius herrschten. Am offenen Feuer versuchten sie sich etwas warm zu halten, indem sie ihre Hände ausgestreckt übers Feuer hielten. Einen jungen Mann, von dem es hieß, er sei ein sehr begabter Geigenspieler, sah ich auf diese Weise seine Hände ruinieren. Als ich versuchte, ihn davon abzuhalten, bekam ich von dem Unteroffizier den Kommentar „Lass ihn nur. Er versucht am Leben zu bleiben.“ Ich glaube mich erinnern zu können, dass er es nicht geschafft hat.



Auf dem Laagberg waren sie, wie die KZ-Häftlinge nach ihnen, mit dem Bau und dem Anlegen des Barackenlagers beschäftigt. Als sich herausstellte, dass sich unter ihnen viele Bauarbeiter befanden, erwarben sich diese Vergünstigungen in Form von zusätzlicher Nahrung und besserer Behandlung. Ich muss hinzufügen, dass sich die deutschen Vorarbeiter – meistens alte Bauarbeiter – den Italienern gegenüber anständig verhalten haben.

Nach dem rauhen Winter 1943/44 entspannte sich die Situation für die IMIs etwas und wurde für sie ein wenig erträglicher. Sie waren in der absurden deutschen Rangordnung eine Stufe nach oben gerückt. Die unterste Stufe nahmen nun die KZ-Insassen ein. Insbesondere die italienischen Fachleute wurden seit Mitte 1944 vernünftiger behandelt. Die Unteroffiziere wurden gemeinsam mit den Soldaten untergebracht, allerdings nicht zu körperlichen Arbeiten herangezogen.

Im Baubüro kam ich mit einer ganzen Reihe IMIs in näherem Kontakt. Einer von ihnen war Fernando Talpo, ein Unteroffizier. Ich begegnete ihm in der ersten, sehr schlechten Phase. Er war ein besonders gebildeter, sympathischer junger Mann, ein Rechtsanwalt aus Venedig. Wir haben viel miteinander gesprochen, erst auf Französisch, aber dann brachte er mir die Grundbegriffe der italienischen Sprache bei. In der Praxis habe ich dann später noch mehr hinzu gelernt. Nach dem Winter habe ich ihn aus den Augen verloren, da er mit seinen Leuten anderswo arbeiten musste.

Antonio Dalle Molle, genannt Toni, war Klarinettenist aus Mailand, ein ‚Professore di Musica‘. Er wuchs als Sohn eines Dirigenten und einer Klavierspielerin auf, seine Schwester war Opernsänger. Toni war ein besonders charmanter und aufgeweckter Bursche. Bis zur Befreiung arbeitete er im Büro der

Bauleitung als Reinigungskraft. Nach dem Weltkrieg war er bei Radio Zagreb tätig – und das als ehemaliger italienischer Soldat. Leider ist der Kontakt zu ihm nach dem Krieg abgerissen. Mir blieb nur eine Postkarte ohne Absender. Er verkörperte damals den Optimismus in Person. Wenn man sich mental in einem Tief befand, verstand er es immer, einen da herauszuholen.

Angelino war ein fröhlicher, einfacher Soldat aus Udine. Im Baubüro tat er Dienst als Wärter, machte sauber, sorgte für das Essen, erledigte Besorgungen und dergleichen. Er war freundlich zu jedermann und zeigte sich immer hilfsbereit und stets sorgsam.

Der engste Kontakt kam allerdings mit Raimondo Quagliola zustande, der von allen ‚Marechiallo‘ genannt wurde. In der italienischen Armee hatte er bei der Luftwaffe als Adjutant gedient und war unter den IMIs im Lager Laagberg der ranghöchste Unteroffizier. Er war älter als die meisten von uns und stand schätzungsweise in den Vierzigern. In seiner tadellos gepflegten blauen Uniform und mit seiner roten Mütze fiel er inmitten der häufig verwahrlosten Gruppe italienischer Soldaten auf. Allerdings brauchte er als Unteroffizier auch nicht körperlich zu arbeiten. Mit seinem ernsten Gesichtsausdruck, in dem sich nur selten ein Lächeln zeigte, und mit seinem entschiedenen Auftreten besaß er eine natürliche Autorität bei den Menschen. Auch auf die Deutschen wirkte er in gleicher Weise. Wir waren durch das Baubüro miteinander verbunden und begegneten uns häufig. In den letzten Monaten, als es tagsüber oft Luftalarm gab, gingen wir zusammen in den Wald oberhalb des Lagers.



Im Februar 1945 fertigte ein Ingenieurbüro in Braunschweig Lichtpausen und Berechnungen für den Bau der Kläranlage an. Marechiallo und ich wurden dorthin geschickt, um sie zu holen. Wir bekamen einen Begleitbrief mit und mussten ‚aufeinander aufpassen‘. In dieser Zeit wurde Braunschweig des Öfteren bombardiert. Somit war die Reise schon aufregend. Vom Braunschweiger Bahnhof aus gingen wir – nachdem wir uns vergewissert hatten, wo sich die Schutzbunker befanden – auf direktem Wege in das Ingenieurbüro, bekamen dort die fraglichen Unterlagen und machten uns geradewegs wieder auf den Rückweg. Es gab zwar die Anzeichen für einen Luftalarm, doch dieser fand glücklicherweise nicht statt. Wir konnten wieder tief durchatmen, als wir endlich im Bummelzug in Richtung Rothenfelde saßen.

Manchmal stöhnte Quagliola: „Könnte ich mir nur ein Flugzeug beschaffen, dann wäre ich umgehend bei den Alliierten.“ Meistens jedoch nahm er sein Schicksal gelassen hin. Er hatte – so glaube ich – keine Kinder. Er sprach stets nur von seiner Frau. Einmal fragte er mich, ob ich ihm nicht ein Haus entwerfen wolle, wenn er in Ravenna in Pension ginge. Ich zeichnete daraufhin eine Art Bungalow, womit er scheinbar sehr zufrieden war. Wir alle hatten für die Zukunft unsere Träume und Phantasien.

Erst nach der Befreiung sahen wir die italienischen Offiziere wieder. Sie kamen von einem anderen Lager zum Laagberg und bezogen dort die vormalig von der SS bewohnten Baracken mit der Nummer 4 und 5. Sogleich wurde eine improvisierte italienische Fahne aus einem bemalten Bettlaken angefertigt und an einem Mast am Eingang des Lagers festgenagelt.

Kurze Zeit machte es den Eindruck, als ob sie die Leitung des Lagers übernehmen wollten. Mit allem Respekt, den ich vor meinen italienischen Freunden hatte, erschien mir dieses Ansinnen als anmaßend. Was sie konnten, konnten wir auch. Daher flatterte kurz darauf auch eine niederländische Flagge, die rot-weiß-blaue Driekleur, am Eingang des Lagers. Ich ging zur italienischen Baracke und stellte mich dort als ‚Capo Campo Ollandese‘, als Leiter des niederländischen Lagers, vor. Als wir zusammen im Gespräch vertieft standen, waren Schüsse aus Richtung Fallersleben zu hören, wo sich die amerikanischen Truppen befanden. Einige Projektile schlugen in unserer Nähe mit einem ‚Plop‘-Geräusch in den weichen Lehmboden ein. Die Offiziere mit Fronterfahrung guckten weder auf noch sahen sie sich um. Ich hatte den Italienern meine Meinung gesagt, verabschiedete mich und ging wieder weg. Die nächste Zeit war derart turbulent, dass ich mich kaum von den mir bekannten Italienern verabschieden konnte.

Krankheit

Glücklicherweise bin ich in den zwei Jahren im Volkswagenwerk nur wenig krank gewesen. Nach einer Entlausungsaktion mit Blausäuregas in den Baracken des Lagers 12 aß ich einen Krümel, der auf dem Tisch lag. Anstelle eines Brotkrümel muss es ein Rest des gemeinen Zeugs gewesen sein, mit dem die ganze Bude ausgeräuchert worden war. Mir wurde nahezu sofort entsetzlich übel, sodass ich für mich ein paar Tage Krankenurlaub ausschlagen konnte.

Ins Krankenrevier kam ich auch. Ich war seinerzeit mit einigen Italienern und einer Gruppe französischer Kriegsgefangener damit beschäftigt gewesen, am Lager ‚Am Hohenstein‘



Splittergräben zu bauen. Unsere Arbeit bestand in der Anfertigung von hölzernen Rahmen, während die Kriegsgefangenen die Tiefbauarbeiten erledigten. Ich spielte ein wenig den Vorarbeiter. Das war ein großer Unterschied zu meiner Tätigkeit in der Produktion, wenn ich es auch nicht ganz vermeiden konnte, ab und zu selbst mit anzufassen.

Ein Beil war stumpf geworden. Ich brachte es dann zur Werkstatt, wo es von einem alten Zimmermann geschliffen wurde, messerscharf. Es kam, wie es kommen musste: Beim Ausprobieren rutschte das Beil vom Holz ab und streifte meine Hand. Das Resultat war ein großer Schnitt in meinem linken Zeigefinger, der sehr schlimm blutete. Der alte deutsche Aufseher verband die Hand provisorisch und schickte mich ins Krankenrevier. Zu meiner großen Überraschung behandelte man mich dort sehr ernsthaft, was im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit und dem Misstrauen stand, die einem meistens bei Krankheiten entgegengebracht wurden. Die Wunde wurde geklammert, ich bekam eine Tetanusspritze und eine Schale mit einer violetten Flüssigkeit, die ich trinken musste. Ich erhielt einen reichlich dicken Verband und ... war aufgenommen! Ich bezog mein Bett in einem überfüllten Krankensaal und konnte tagsüber demonstrativ mit einem dick verbundenen Finger herumlaufen.

Nach einer gewissen Zeit wurde die Wunde kontrolliert. Die Patienten warteten aufgereiht in einer Halle, dicht an dicht. Man musste den Verband selbst abnehmen und dann nur noch auf den Arzt warten. Ich saß dabei direkt neben einem jungen Franzosen, der ein furchtbar entzündetes Knie, eine große, gelbe Masse hatte, von der einem schon beim Zusehen übel wurde. Eine Krankenschwester kam mit einer Pinzette vorbei. Damit holte sie meinem Nachbarn etwas Gewebe aus

der Wunde, wischte die Pinzette nachlässig an einer Watte ab, die sie in der Hand hielt, und wandte sich dann mir zu. Blitzschnell versteckte ich meine Hand hinter dem Rücken und sagte zu ihr: „Erst sauber machen!“ „Ich bin Rot-Kreuz-Schwester und weiß, was ich tue“, sagte sie bissig und wischte die Pinzette noch ein weiteres Mal ab. Es hieß nur knapp „Komm“. Dann holte sie die Wundklammern aus dem Zeigefinger heraus. Kurz darauf – ich meine sogar schon am folgenden Tag – hatte ich Entzündungen an den Stellen, wo sich zuvor die Klammern befunden hatten. Doch dann wurde die Fabrik bombardiert und ich musste unbesehen meiner Entzündung das Krankenrevier verlassen.

Arbeiten konnte ich mit dem dick verbundenen Finger ohnehin nicht, sodass ich in der Wohnbaracke bleiben durfte. Trotzdem musste ich jeden Tag zur Fabrik, um zu essen und um den entzündeten Finger behandeln zu lassen. Dies geschah in der Sanitätsstelle von Halle 4. Dort tauchte man den Finger in eine blaue Flüssigkeit und verband ihn wieder. Manchmal wurde sogar etwas vom Verbandstoff erneuert. Die Sanitäterin war eine gut aussehende, junge Russin. Ich habe sie bei einer Gelegenheit gefragt, ob sie in Russland Ärztin oder Krankenschwester wäre. Sie antwortete nicht, aber schnürte den Verband besonders fest um den Finger, schweigend, allerdings mit einem halben Lächeln. Ich konnte die Krankenzit in die Länge ziehen, bis überhaupt keine Entzündung mehr zu sehen war, und die Russin meinen Finger etwas höhnisch aus dem blauen Bad holte.



Das Leben in einer Baracke

Der dauerhafte Aufenthalt von sechzehn Mann in einem Barackenzimmer bedeutete eine harte Prüfung des sozialen Verhaltens, der Kompromissbereitschaft und des gesitteten Benehmens aller Beteiligten. Man lebte derart eng zusammen und war so sehr voneinander abhängig, dass sich kleinere Streitereien zu einem großen Streit oder noch Schlimmeren ausweiten konnten.

Anfangs gab es einzelne Studenten älteren Semesters, die die soziale Rangordnung ihrer Studentenverbindung auch in der neuen Situation aufrecht erhalten wollten. Das hörte aber schnell auf. Darin machte sich auch der Einfluss anderer älterer Studenten geltend, die mehr Verstand für die reale Situation mitbrachten und die andere Umgangsformen aus studentischen Sommerlagern kannten. Die ursprüngliche Rangordnung begann sich unter den herrschenden Bedingungen langsam zu verschieben. Persönliche Charaktereigenschaften ersetzten allmählich formale Hierarchien.

Es gab Studenten, die den anderen geistig deutlich überlegen waren und die die Atmosphäre positiv beeinflussen konnten. Diese wurden dann auch häufig zum ‚Stubenältesten‘ gewählt. Ein vernünftiges Sozialverhalten war zudem erforderlich, um in der Gruppe akzeptiert zu bleiben. Eigensüchtiges Benehmen führte unweigerlich in die Isolation. Ein Beispiel hierfür ist mir noch deutlich bewusst. Im benachbarten Zimmer wohnte jemand, der ganz offensichtlich aus einem finanzkräftigen Hause kam. Zweimal wöchentlich erhielt er ein Paket mit allen möglichen Köstlichkeiten, die er dann in der Barackenstube in seiner Ecke genoss. Über das Essen in der Fabrik sagte er herablassend: „Diese Scheiße esse ich nicht.“ Aber die anderen Mitbewohner mussten sich sehr



Die Standardausstattung einer „Barackenstube“ mit Doppelstockbetten, Bettzeug, Strohsack, Spind und den um den Tisch stehenden Schemeln. Das offizielle Foto beschönigt die Wirklichkeit, 1943



Der Franzose Robert Piganiol zeigt das Charakteristikum des Barackenlebens, die unpersönliche Enge, 1944





Gemeinsame Freizeit in der Baracke, 1944



Die beiden Jansens, 1943



Die Niederländer Adrian Gast, Co van Duin und Esthor Smits, 1943

wohl damit begnügen. Ob er jemals seine Reichtümer mit anderen geteilt hat, weiß ich nicht. Aber die unverschämte Fresserei inmitten seiner Stubenkameraden fiel extrem auf und irritierte mich und die anderen.

Den Alltag in einer derart überfrachteten Stube prägten eine Reihe ziemlich banaler Umstände. Jeder Faktor für sich genommen war bedeutungslos, doch in der Summe und in der bereits angespannten Situation kam jedem einzelnen eine große Bedeutung zu. Den größten Einfluss übten die lange Arbeitszeit und die ungewohnte sowie häufig körperlich schwere, manchmal auch schmutzige Arbeit aus – zermürbende Faktoren, die auf die Dauer schwerwiegender wurden. Auch die Folgen des Luftkrieges machten sich bemerkbar. Häufiger Luftalarm, die drohenden Bombardements und die direkten und indirekten Folgen der Bombenabwürfe auf die Fabrik verursachten Spannungen. Eine typische Nebenerscheinung, die schlechte Belüftung des Zimmers, resultierte aus der befohlenen Verdunkelung. Wenn es draußen dunkel wurde, mussten die Fenster verdunkelt und konnten erst wieder geöffnet werden, wenn das Licht ausgeschaltet war.

Unangenehme Körperausdünstungen, der Tabakrauch, das Heizen des Ofens mit puffend verbrennenden Braunkohlenbriketts und Holzabfällen, das Trocknen nasser Oberbekleidung, von Schuhen sowie von Wäsche, das Einweichen der schmutzigen Wäsche unter den Betten, das Kochen auf dem Ofen, Essensreste, schlechte Waschmöglichkeiten und -gewohnheiten – dies alles führte zu einer wenig frischen Atmosphäre in der Baracke.





Reglementierung des Alltags durch Essensmarken, 1943



Kantinenschein



Entlaustungsquittung, 29.12.1943

Nachts konnten zwar die Verdunkelungsrollen hochgerollt und die Fenster geöffnet werden. Darüber gab es jedoch endlose Streitereien, erst recht als die Nächte kühler wurden. Diejenigen, die dicht am Fenster lagen, hatten Probleme mit der Zugluft und diejenigen, die weiter hinten im Zimmer lagen, wollten frische Luft atmen. Hinzu kam, dass ein paar Ältere ein boshaftes Vergnügen daran fanden, sich einfach nur stur zu stellen und die nächtliche Belüftung zu verhindern.

Das Kochen auf dem Ofen war eine beliebte, allerdings auch sehr mühselige Beschäftigung, da die brauchbare Nutzfläche nur recht klein war. Daher musste die Reihenfolge der Nutzung abgesprochen werden. Bescheidene Leute waren dabei im Nachteil. Außerdem rauchte nahezu jeder, obwohl die Zuteilungen nicht besonders groß waren. Auf Rationskarten erhielten wir in der Kantine die Marken ‚Rama‘ und ‚Bregava‘, Zigaretten aus dem Balkangebiet. Manchmal gab es aus niederländischen und belgischen Paketen zum Selberdrehen auch Shag (Feinschnitt)-Tabak, und gelegentlich hatte jemand russische Machorka oder französische Zigaretten schnorren können. Was immer es auch gab, der Geruch war stets sehr intensiv.

Die Körperhygiene war ein heikles Thema. Am Anfang gab es ab und zu warmes Wasser in der Waschbaracke im Hafenerlager und später im Lager 12. Dies galt allerdings nicht fürs Laagberg-Lager. Dort froh im strengen Winter 1943/44 und ganz sicher 1944/45 manchmal die Wasserleitung zu. In den Wintermonaten bestand noch das spezielle Problem, dass man in der Toilettenbaracke urinieren musste. Der Weg dorthin führte durch die eisige Kälte und manchmal auch durch Schlamm. Viele benutzten daher lieber in der Wohnbaracke eine Flasche. War diese voll, wurde sie oftmals direkt neben der Eingangstür ausgeleert. Daraus resultierte dann eine riesige Sauerei, als das Tauwetter einsetzte. Obendrein verschlimmerte sich der Gestank.

Die berühmte niederländische Sauberkeit und der Hang zum Putzen haben sich mir in dieser Zeit nur wenig offenbart. Die Möglichkeiten waren aber auch durch den Mangel an Seife und Reinigungsmitteln, das wenige oder fehlende warme Wasser, mangelnde Kohlen sowie eine zunehmende Ermüdung und Apathie sehr eingeschränkt. Die meisten waren es zudem nicht gewohnt, die Arbeiten im Haushalt selbst zu erledigen. Zuhause wurde dafür gesorgt. Es stellte sich als ein großer Vorteil heraus, wenn man als Pfadfinder oder Camper



Erfahrungen gesammelt hatte. Anderenfalls mussten diese Fertigkeiten erlernt werden – ob man nun wollte oder nicht. Jedoch ist niemand – soweit mir bekannt – aus unserer Gruppe verelendet. Dafür gab es zuviel gegenseitige Kontrolle und Unterstützung und die Studentengruppe zeigte ein deutliches Zusammengehörigkeitsgefühl. Wenn man aber die heruntergekommene Truppe bei der Repatriierung sah, dann wurde einem deutlich, dass das materielle Niveau stark gesunken war. Uns selbst fiel dies in der Situation nicht weiter auf, denn jeder war davon betroffen.

Das Leben auf engstem Raum verursachte gegenseitige Irritationen, die durch externe Spannungen noch zusätzlich verstärkt wurden. Dies war meinem Eindruck nach im ersten Jahr unseres Aufenthaltes am stärksten spürbar. Im zweiten Jahr hatten wir uns schon mehr aufeinander eingespielt, allerdings führten nun externe Einflüsse verstärkt zu gegenseitigen Reibereien. Trotz aller situativer Anpassung blieb die Situation für uns weiterhin schwierig.

Aus den verschieden gearteten Individuen wuchs langsam eine Gruppe mit einem Zusammengehörigkeitsgefühl und es stellte sich eine gewisse Art von Disziplin ein – was unter jungen Niederländern nicht gerade eine vorrangig angestrebte Eigenschaft war. Allerdings konnten wir auf diese Weise den äußeren Gefahren besser widerstehen.

Es gab Leute, die ihre Erlebnisse am Arbeitsplatz unmittelbar und ausführlich erzählen wollten. Andere hatten jedoch das Bedürfnis, erst einmal mit ihren Problemen selbst ins Reine zu kommen, und wollten daher in Ruhe gelassen werden. Auch das führte manchmal zu Streitigkeiten. In der Sommerzeit konnte man wenigstens nach draußen flüchten, aber in der kalten Jahreszeit war man gezwungen, die Wärme des

Ofens – und damit auch die Gesellschaft der Zimmergenossen – aufzusuchen. Auf dem beschränkten Stubenraum konnte man sich nicht vor dem verschließen, was um einen herum passierte oder gesagt wurde.

Für mich war es deshalb ein Segen, dass ich auf dem Laagberg Ende November oder Anfang Dezember 1944 ein eigenes Zimmer in der Bauleitungsbaracke erhielt. Das bedeutete mehr Platz, mehr Autonomie bei der Gestaltung des Umfelds und mehr Verfügungsgewalt über die eigenen Sachen. Außerdem konnte mir die Freizeit und die Gesellschaft von anderen nicht mehr aufgezwungen werden. In meiner Domäne konnte ich mit primitiven Mitteln eine gewisse Privatatmosphäre schaffen. In einer Buchhandlung kaufte ich ein schönes Bild, eine Winterlandschaft. Im Frühjahr kamen Feldblumen in eine Flasche, und auf dem Schrank standen einige Bücher. Später hörte ich, dass es auch anderen niederländischen Studenten geglückt war, sich eigenen Wohnraum zu beschaffen.

Die alten Zimmergenossen hieß man natürlich willkommen. Jan Sporken war tagsüber häufig in meinem Zimmer, wenn er zuvor Nachtschicht hatte. Hier lernte er auch den französischen Künstler Roger Monroy kennen. Bei bestimmten Anlässen sind auch andere Leute zu Besuch gekommen. Sie brachten dann ihren eigenen Schemel mit. Beim Weihnachtessen 1944 war Fernando Talpo unser Gast. Ich kann mich daran nicht mehr erinnern, aber eine Menuekarte mit allen Unterschriften zeugt noch davon.





Die Tristesse des „Gemeinschaftslagers“



Lagerführer Bernhard Brüning mit Bram de Groot, dem „Vertrauensmann“ der niederländischen Studenten im Lager 12, 1943/44.

Bettenbau

Bei unserer Ankunft im Barackenlager bekamen wir Bettzeug ausgeteilt: einen Strohsack, ein weißes Laken, einen weißen Kissenbezug und zwei Pferdedecken mit einem blau-weißen Überzug. Damit konnten wir unsere Betten beziehen. Nach einer gewissen Zeit – die Zeitabschnitte wurden auf die Dauer aber immer länger – wurde sauberes Bettzeug ausgeteilt, und manchmal konnte auch das Stroh im Strohsack erneuert werden. Dies war insbesondere in der kälteren Jahreszeit besonders wünschenswert. Da das Stroh im Laufe der Zeit zerbröselte, wurde die Matratze immer dünner und härter. Der Lattenrost der Betten bestand aus losen Brettern, die in einem gewissen Abstand voneinander angeordnet waren. Durch diese Zwischenräume drang im Winter die Kälte hindurch. Wir fanden heraus, dass eine Zeitungsschicht auf den Brettern eine zusätzliche Isolation brachte. Wider Erwarten gingen vom ‚Völkischen Beobachter‘ und von der Wochenzeitung ‚Das Reich‘ dadurch eine positive Wirkung aus. Manchmal kam es im Winter vor, dass jemand einen Teil seiner Lattenrostbretter verheizte. Auf die schöne Wärme folgte rasch Reue, da es im Bett nun leichter kalt wurde und dem Körper die Unterlage fehlte.

Das Beziehen der Betten bereitete uns im Lager 12 ein Problem. Lagerführer Bernhard Brüning hatte eine Menge Hobbies. Eines davon war der ‚Bettenbau‘. Die Betten mussten vorschriftsmäßig straff zurecht gemacht werden. Der Bettbezug hatte auf einem glatt gezogenen Laken mit den Decken schmal und exakt mittig auf dem Bett zu liegen. Am Kopfende hatte man das Bettzeug rechtwinklig nach oben und danach über dem Kissen wieder genauso rechtwinklig



nach hinten zu falten. Brüning war in dieser Hinsicht sehr fanatisch und setzte den ‚vorschriftsmäßigen Bettenbau‘ mit allen möglichen disziplinarischen Maßnahmen durch. Die unvorschriftsmäßig gemachten Betten riss er herunter und wirbelte sie durcheinander. Die Bewohner durften zur Strafe das Studentenlager abends nicht verlassen. Wie er auf solche Ideen kam, war mir nicht klar. Ich vermute allerdings, dass er beim Militär gründlich gedrillt worden war und sich an uns austobte.

Bei uns Individualisten im niederländischen Studentenlager war das nicht ganz einfach durchzusetzen und der einzige, der meines Wissens das Bettenmachen ordnungsgemäß auszuführen verstand, war Jan Sporken. Dies resultierte allerdings nicht aus den Anweisungen des Lagerführers, sondern lag mehr daran, dass Jan von Natur aus sehr ordentlich war. Als er allerdings deswegen der Arschkriecherei beschuldigt wurde, und Brüning ihn permanent als Vorbild hinstellen wollte, zügelte Jan seine Ordnung. Er verbat sich gegenüber Brüning, ständig als Vorbild benannt zu werden.

Auf dem Laagberg wurde in dieser Hinsicht keine Kontrolle mehr ausgeübt. Dort befanden wir uns aber auch zusammen mit anderen Gruppen im Lager. Zudem hatten wir andere Sorgen. Ich kann mich beispielsweise nicht daran erinnern, dass wir überhaupt sauberes Bettzeug erhielten oder dass das Stroh erneuert wurde.

Kleidung und Schuhwerk

Als wir niederländischen Studenten 1943 nach Deutschland aufbrachen, befanden sich die Niederlande bereits drei Jahre im Kriegszustand. Dementsprechend besaßen die Familien

nur noch ältere Textilien und die begrenzten Kleidungsbestände konnten durch Neukäufe nicht mehr aufgefüllt werden. Wir wussten zudem nicht, was uns in Deutschland erwarten würde und worauf man sich kleidungsmäßig einstellen musste. Ich selbst dachte damals, in der Forst- oder Landwirtschaft zu landen, weil die Deutschen sich wohl nicht trauen würden, uns in der Industrie unterzubringen. Es kam aber zum genauen Gegenteil!

In Anbetracht der Umstände bin ich gut gerüstet aufgebrochen, da ich glücklicherweise mit einer mehrjährigen Erfahrung als Pfadfinder in Dänemark ausgestattet und somit im Besitz einer Campingausrüstung und von Skikleidung war. Die Skikleidung und die geschenkte Manchesterhose erwiesen sich für die Arbeit im Freien während der folgenden Winterhalbjahre als überaus nützlich. Zahlreiche Studenten verfügten allerdings über keine Wintersachen, sondern waren als Stadtmenschen mit Kleidung und Schuhwerk ausgerüstet, die sich für die herrschenden Umstände als wenig geeignet erwiesen.

Was trafen wir an? Wir waren in Barackenlagern untergebracht. Der lange Fußweg zur Arbeit führte über eine dreckige Straße, und in der Fabrik herrschten oftmals schlechte Arbeitsbedingungen. Man war stark von den Witterungsverhältnissen abhängig, zumal die Möglichkeit, sich angemessen zu kleiden, stark eingeschränkt war. Aber wir hatten es immer noch besser als die Russen und die Polen, die aus ihrer Heimat zum Teil direkt von der Straße nach Deutschland weggeschleppt worden waren. Eine Gruppe polnischer Mädchen war im Sommer barfuß auf dem Feld abgegriffen worden. Erst im Dezember bekamen sie Holzschuhe.



Hitze und Schweiß, Regen und fehlende Trockenmöglichkeiten setzten der Kleidung zu, die niedrigen Temperaturen ohne ausreichendes Brennmaterial forderten ihren Tribut. Für die Arbeit in der Fabrik wurden zwar Overalls an uns verteilt, jedoch trug man darunter seine eigene Kleidung. An die im Büro Tätigen wurde keine gesonderte Arbeitskleidung herausgegeben. Der Platz für die Aufbewahrung der Kleidung und der wenigen persönlichen Sachen war in allen Lagern sehr eingeschränkt. Jedem stand ein halber Schrank, der etwa 35 Zentimeter in der Breite maß, und der eigene Koffer zur Verfügung. Im Lager 12, wo wir niederländischen Studenten unter uns waren und der Zugang für Außenstehende verschlossen blieb, war die Möglichkeit zum Diebstahl gering. In den anderen Lagern musste man allerdings alles hinter Schloss und Riegel aufbewahren, um es nicht loszuwerden. Die eigene Kleidung befand sich zusammengequetscht im Schrank oder im Koffer und wurde darin nur unzureichend getrocknet und gelüftet.

Niemand von uns war hauswirtschaftlich versiert, was zur damaligen Zeit bei Jungen nichts Ungewöhnliches war. Erfahrung im Wäschewaschen hatten wir nicht oder nur wenig. Später, als der Kontakt zu russischen und polnischen Mädchen etwas leichter möglich war, gab es einige Glückliche, denen eine Freundin bei diesen Angelegenheiten half. Diese Mädchen waren materiell noch mehr eingeschränkt als wir, sie zeigten sich jedoch ausgesprochen hilfsbereit und verhielten sich überaus geschickt. Das Gros der jungen Männer musste aber für sich selbst sorgen. In der Kantine wurden zwar Seife und Waschpulver verkauft, jedoch waren die Qualität schlecht und die Rationen klein.

Außer im Gemeinschaftslager war für Ausländer keine Versorgung mit warmem Wasser vorgesehen. Brennmaterial zum Erwärmen von Wasser stand ebenso wenig zur Verfügung. Anfangs konnte man in der Fabrik in den Waschkauen duschen. Diese Möglichkeit büßten wir aber schon in den ersten Monaten des Jahres 1944 ein. Dann bot nur noch die regelmäßige Entlausung die Gelegenheit, sich warm zu duschen. Aber auch das hielt nicht lange an. Selbst für das Waschen der Kleidung gab es nur sehr wenig warmes Wasser. Das Ergebnis war dann, dass man unter einem Bett oder in der Waschbaracke oft Waschschüsseln mit eingeweichter Kleidung in inzwischen stinkendem Wasser und zum Teil verschimmelt vorfand – entweder vergessen oder vernachlässigt, in jedem Fall aber in miserablen Zustand.

Als ich auf dem Laagberg neben dem Büro ein eigenes Zimmer erhielt und es auch etwas mehr Brennstoff gab, habe ich einmal versucht, meine Manchesterhose zu waschen. Ich schätzte, dass eine ganze Packung Waschpulver für den dicken Stoff erforderlich wäre, was aber falsch war. Ich war wegen meiner falschen Schätzung stundenlang mit Ausspülen beschäftigt – erst mit angewärmtem Wasser und schließlich eimerweise mit kaltem Wasser, bevor das Spülwasser einigermaßen klar aussah.

Mit der Kleiderpflege verhielt es sich ähnlich. Die meisten von uns hatten noch nie Stopf- oder Nähnaedel benutzt. Obendrein waren Nähzubehör und Stopfgarn sehr knappe Artikel. Der Nachschub aus zugestellten Paketen ging zu Ende und ein Neuerwerb in der Kantine oder in der Stadt kam nicht in Frage. Dies führte alles zu einem enormen Verschleiß der Kleidung. Strümpfe, Socken und Unterwäsche waren bei mir – und ich denke bei den meisten von uns – das größte



Problem. Zuletzt waren die Strümpfe und die Unterhosen faktisch bodenlos. Ich wickelte mir Fußlappen kunstvoll um die Füße und befestigte sie mit den alten militärischen ‚Puttee’s‘, den um die Unterschenkel gewundenen Wickelgamaschen, die bereits mein Vater im Ersten Weltkrieg getragen hatte. In den zwei eiskalten Wintern, die ich im Gemeinschaftslager und auf dem Laagberg durchstehen musste, halfen mir die alten militärischen Sachen sehr. Außerdem besaß ich eine dicke Biwakmütze und ein windundurchlässiges dänisches Skihemd – hauchdünn, aber sehr zweckmäßig. Damit war ich privilegiert, da Skikleidung zur damaligen Zeit in den Niederlanden unbekannt war. Für die Gefangenen im KZ und für die italienischen Militärinternierten war die ungeheure Kälte – bei kräftigem Wind oft -20 Grad – auf dem kahlen Hügel entsetzlich.

Waren die Probleme mit der Kleidung schon schwierig zu meistern, stand es um das Schuhwerk regelrecht dramatisch. Um Schuhe war es in den Niederlanden schon im Mai 1943 nicht gut bestellt gewesen. Aber der Schlamm, die Kohlenasche auf den Wegen, die großen Entfernungen und das schlechte Trocknen der Schuhe kombiniert mit völligem Mangel an Schuhcreme und Lederfett ruinierten die Stadtschuhe innerhalb kürzester Zeit. Glücklicherweise gab es für uns in der Fabrik Holzschuhe. Die Oberschuhe waren aus Stoff oder teilweise aus Leder und besaßen eine hölzerne Sohle. Sie passten gut und die Holzsohle war im Winter weniger kalt und saugte sich nicht so sehr wie gewöhnliche Schuhe mit Wasser voll.

Für die Arbeit im Freien auf dem Laagberg bekamen wir von der Bauleitung Gummistiefel. Das schonte zwar unsere gewöhnlichen Schuhe, jedoch schwitzte man darin im Som-

mer sehr. Ich versuchte also, noch andere Schuhe zu bekommen. Ob ich letztendlich jemandem eine Kleidermarke abgeschwatzt habe, um an geeignete Schuhe zu kommen, weiß ich nicht mehr. Aber ich erinnere mich sehr gut, dass ich in einem Schuhgeschäft in der Stadt von zwei älteren deutschen Damen bedient wurde und mit einem Paar neuer französischer Schuhe aus Rauhleder zurückkam. Ich kann mich vage daran erinnern, dass eine der Damen zur anderen gesagt hatte: „So kann der doch nicht weiter herumlaufen. Wir werden da schon was finden.“ Ich konnte auch eine Dose mit einem öligen Imprägniermittel erwerben, mit dem das Leder wasserunempfindlich gemacht werden konnte. Das muss am Ende des Sommers oder im Herbst 1944 gewesen sein. Die Deutschen von der Bauleitung konnten ihre Schuhe und die der Familienmitglieder oder der Freundinnen beim Schuhmacher des Konzentrationslagers reparieren lassen. Dies wurde mir auch zugestanden, und daher ließ ich die dünnen Sohlen der neuen Schuhe verstärken und mit ‚moffenkoppen‘ versehen.

In den Lagern gingen viele Kleidungsgegenstände durch Bombardements und durch Brände verloren. Ungeziefer, meistens Ratten, taten ein Übriges. Im Gemeinschaftslager mit den vielen zwischen den Baracken befindlichen halb unterirdischen Deckungsgräben, den so genannten Splittergräben, liefen Ratten herum, so groß wie Katzen. Auch bei Razzien durch den Werkschutz und anderes Gesindel wurden Sachen zerstört, wiewohl dies bei uns nicht häufig vorgekommen ist.

Schließlich wurde man durch den Tauschhandel manches Kleidungsstück los. Ich erhielt für meine Manchesterhose mehrere Male ein Angebot von bis zu 700 Reichsmark. Für



sich gesehen, sagt diese Summe nicht sehr viel aus. Die deutsche Währung wurde niedrig bewertet, zudem man mit dem Geld mangels Warenangebot wenig anfangen konnte. Deshalb tauschte ich sie in ein paar Tausend französische Franc, die ich nach dem Krieg günstig umwandeln konnte. Wir schlugen uns mehr oder minder durch. Uns selbst fiel nicht mehr auf, wie abgerissen wir herumliefen. Das kam erst später zur Sprache, als wir wieder nach Hause kamen – zumindest bei denen, die wie ich in ein schon vor längerer Zeit befreites Gebiet zurückkehrten. Dann wurden einige der Lumpen, in denen man guten Gewissens herumgelaufen war, mit einem angewiderten Gesicht in den Abfalleimer geschmissen. Aus manchen Resten konnte etwas Neues gefertigt werden und alles wurde – falls noch brauchbar – endlich einmal vernünftig gewaschen.

Die Sprache

Der zweijährige Arbeitseinsatz der Studentengruppe in Deutschland hat seine Spuren in unserem Sprachgebrauch hinterlassen. Die Umgangssprache der Beschäftigten in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges wäre ein fesselndes Thema für eine philologische Studie, die jedoch nicht mehr allzu lange aufgeschoben werden darf. Es handelt sich um eine Thematik, die mit der Mündlichkeit von Sprache zusammenhängt, und man muss sich darüber im Klaren sein, dass die unmittelbaren Zeugen bald aussterben werden. Für niederländische Studenten, die im Volkswagenwerk arbeiten mussten, gilt als Besonderheit, dass wir im Vergleich zu anderen Studenten im Arbeitseinsatz bis zuletzt als ziemlich große Gruppe zusammenblieben. Andere wurden zerstreut und mussten als Individuen oder in kleinen Gruppen

zurechtkommen. Die Zusammensetzung unserer Studentengruppe war alles andere als homogen, abgesehen von der Tatsache, dass wir alle Studenten waren. Der größte Teil stammte aus den drei südlichen Provinzen Limburg, Noord-Brabant und Zeeland. Schon allein daraus ergaben sich Unterschiede in der jeweiligen Sprachanwendung. Unter den in unserer Gemeinschaft vertretenen Studienrichtungen waren nach meiner Ansicht die technischen Studenten aus Delft und Betriebswirtschaftler aus Tilburg in der Mehrheit. Beide Gruppen kann man wahrlich nicht den Linguisten zurechnen und die Sprache war für sie überwiegend nur Ausdrucksmittel.

Von je her sprach die Welt der Studenten einen eigenen Slang, und wir brachten diesen natürlich auch nach Deutschland mit. Die ungewohnten Lebensumstände im Lager, die Fabrikarbeit und der mündliche Austausch mit Menschen anderer Nationalitäten und Kulturen hatte einen großen Einfluss auf unsere Umgangssprache. Wir wurden mit neuen Begriffen konfrontiert, die zwar in die niederländische Hochsprache übersetzt werden konnten, jedoch im Niederländischen durch andere Bezeichnungen – meistens deutsche – belegt waren. Außerdem verwendeten alle diese Begriffe, sodass wir sie ebenfalls übernahmen.

Wir wohnten im ‚Lager‘ oder ‚Wohnlager‘, welches aus ‚Baracken‘ bestand, die wiederum in ‚Stuben‘ eingeteilt waren. Der deutsche Chef des Lagers hieß ‚Lagerführer‘. Bram de Groot war der niederländische ‚Lagerälteste‘ (Kampoudste), und in jedem Zimmer wurde der ‚Stubenälteste‘ (Kameroudste) gewählt.

In der Fabrik hatte man am Arbeitsplatz den Meister vor sich, der durch einen oder mehrere Vorarbeiter unterstützt wurde.



Auch die Bezeichnung der einzelnen Teile des Gebäudekomplexes, Halle 1, Halle 2, das Kraftwerk, der Luftschutzbunker usw., stammten aus dem Deutschen. Dies waren die Ortsbezeichnungen, die genauso wie Hafенlager, Gemeinschaftslager, Laagberglager von jedem verwendet wurden .

Warme Mahlzeiten wurden im ‚Kübel‘ herbeigeschafft. Wenn es nichts mehr gab, dann war es ‚alle‘. ‚Schöne Kohlsuppe‘ und ‚Steckrüben‘ haben bei den meisten von uns lebenslang einen widerlichen Nachgeschmack behalten. Begriffe, wie ‚Drahtfunk‘, ‚Voralarm‘ und ‚Alarm‘, gehörten zum alltäglichen Sprachgebrauch. Wir erfuhren, dass es ‚Bomberverbände‘, später ‚Bomberstrom‘ und ‚Tiefflieger‘ gab, die ‚Blindgänger‘ und dergleichen nach sich zogen.

In der Fabrik musste man auf der Hut sein vor dem ‚Werkerschutz‘, der Verdächtige an die ‚Abwehr‘ oder die ‚Gestapo‘ weiterleitete. Diese konnten einen wiederum in den ‚Bunker‘, das betriebliche ‚Straflager‘ oder nach Watenstedt ins dortige ‚Lager 21‘ bringen, von wo viele Opfer nicht oder nur körperlich und seelisch zerstört zurückkehrten. Die Drohung mit dem ‚KZ‘, also mit dem Konzentrationslager, war nicht selten. Es wurden beispielsweise bezüglich des Essens allerdings durchaus auch neue niederländische Wörter kreiert. Als Brotauflage erhielten wir ab und zu eine Art Schweinesülze, die von uns den Namen ‚Stierelullenworst‘ (Bullenschwanzwurst) erhielt. Die Stücke Harzer Käse wurden als ‚Stinkkaas‘ (Stinkkäse) tituliert. ‚Pellkartoffeln‘ behielten den deutschen Namen, der kürzer und direkter war als das niederländische ‚Aardappels-in-de-schil‘ (Kartoffeln in der Schale). Warum man die Niederländer, die keine Studenten waren, als ‚Filistijnen‘ (Spießbürger) bezeichnete, ist mir nicht recht deutlich geworden. Für den Begriff ‚stelen‘ (stehlen) und all die ande-

ren Formen der Aneignung fremden Eigentums gab es unzählige Wörter in allen Sprachen. Dies war in einer Gesellschaft, in der es an allem mangelte, nicht verwunderlich. Die Deutschen verwendeten das Wort ‚klauen‘. Allerdings wurde diese Bezeichnung von den Ausländern nicht übernommen, obwohl das Plakat ‚Kohlenklau‘ als Warnung gegen Energieverschwendung überall plakatiert worden war. ‚Organisieren‘ war international gebräuchlich. Wenn man das französische ‚Comme ci, comme ça‘ (mal so, mal so) begleitet durch eine greifende und wegwischende Handbewegung aussprach, so wurde dies von jedem verstanden.

Wir Studenten hatten den großen Vorteil gegenüber den meisten anderen, dass wir mehrere Sprachen beherrschten. Wir bekamen dadurch schnell Kontakt zu den Franzosen und wir verstanden Deutsch so gut, dass wir bei drohendem Ärger häufig eher gewarnt waren. Als die vielen Italiener kamen, war der mündliche Kontakt schnell hergestellt. Nur zu den Osteuropäern waren die Sprachbarrieren größer. Abgesehen von einzelnen, die das Russische kannten oder es sich beibringen ließen, mussten sich die meisten von uns mit Händen und Füßen behelfen. Manchmal konnte ein Wörterbuch beschafft werden. Offiziell war übrigens der Kontakt mit den ‚Ostarbeitern‘ – wie die Russen bezeichnet wurden – verboten, allerdings gab es im Laufe der Zeit weniger Kontrollen.

Es hat sich im Kontakt mit den Russen in der Tat eine Art Hilfssprache entwickelt, die meistens ‚Russendeutsch‘ genannt wurde. Es war kurz gesagt ein Deutsch ohne Grammatik und mit einem sehr eingeschränkten Wortschatz. Die Verben wurden ausschließlich im Infinitiv verwendet, Pluralformen fehlten meistens oder wurden ersetzt durch ‚viel‘



oder ‚nicht so viel‘ oder ‚njet‘ (nichts). Man konnte sich damit im internationalen Sprachengewirr behelfen, zumal es viele Ungebildete und Analphabeten gab. Auch der Unterschied zwischen der lateinischen und kyrillischen Schrift erwies sich als ein Handicap. Das ‚Russendeutsch‘ wird wohl dem Pidgin-Englisch vergleichbar sein, aber das müssen Philologen irgendwann einmal herausfinden.

Wie stark uns die Zeit geprägt hat, zeigt sich auch daran, dass die alten Schicksalsgefährten bei jedem Treffen auch so viele Jahre später noch in den Gesprächen über damals immer wieder auf die früher verwendeten Bezeichnungen zurückkommen, die man jahrelang nicht mehr gesprochen hat.

Post empfangen und Post verschicken

Abgesehen von einigen, anfangs noch möglichen Urlaubsreisen in die Niederlande musste der Kontakt zu den Geliebten, der Familie und den Bekannten per Post aufrecht erhalten werden. Eine gute Korrespondenz konnte eine enorme Hilfe sein, so wie das Fehlen oder der Abbruch eines Briefwechsels der Stimmung einen Dämpfer versetzte.

Jeder wartete sehnsüchtig auf Post. Man war jedoch von der Anzahl her eingeschränkt: nur zwei Briefe im Monat waren zugelassen. Die Anzahl der Postkarten war – soweit ich mich erinnere – am Anfang nicht begrenzt. Allerdings kamen diese in der Kantine nur gelegentlich zum Verkauf. Die Kartenabbildungen zeigten nur banale Fotos vom Lager, der Cianetti-Halle und der Stadt.

Jeder Brief musste zum Lagerführer gebracht werden, der dann von ihm oder in seinem Namen mit Datumsstempel auf der ‚Kontrollkarte für den Auslandsbriefverkehr‘ eingetragen wurde. Zusätzlich gab es die Zensur. Im Prinzip wurde

die gesamte Post geprüft, also geöffnet, durchgelesen, durch gefärbte Flüssigkeitsstreifen auf Geheimtinten geprüft. In extremen Fällen wurden ganze Abschnitte aus den Briefen herausgeschnitten oder geschwärzt.²⁴

Man gewöhnte sich nie daran, dass jemand in den eigenen Briefen schnüffelte, insbesondere nicht, wenn es sich um die Post der Geliebten handelte. Da hinein sollen keine fremden Augen sehen. Deswegen suchte man nach Möglichkeiten, Briefe zu schmuggeln. Eine Gelegenheit bot sich durch Urlaubsreisende. Das war zwar streng verboten, jedoch probierte man es trotzdem. Wurde der Kurier erwischt, konnten sowohl er als auch der Absender bestraft werden. Wenn obendrein in dem Brief noch etwas geschrieben stand, dass als Spionage ausgelegt werden konnte, war die Strafe erbarmungslos hart. So verlor Marinus Kop, einer der niederländischen Studenten, sein Leben. Er wurde in Potsdam hingerichtet, weil er angeblich in einem der abgefangenen Briefe etwas über die V-1-Produktion geschrieben hatte.²⁵

Ich selbst ließ durch einen dänischen Urlauber namens Haagensen einen Brief an Jytte nach Dänemark schmuggeln. Meine Freundin und ich empfanden es beide als enorme Befreiung, direkt und unzensiert Briefkontakt zu haben. Er ging furchtbar vorsichtig mit den Briefen um und brachte sie in seinen Schuhen über die Grenze. Er hatte mich zuvor gebeten, nichts über die Arbeit und die Fabrik zu schreiben, da wir uns dadurch alle drei in Gefahr brächten. Allerdings hatte ich das Gefühl, dass Haagensen sowohl meinen Brief als auch Jyttes Antwortschreiben gelesen hatte.

Man war also beim Verfassen von Briefen keineswegs frei. So entwickelte fast jeder sein System, um zwischen den Zeilen oder mittels eines Zeichencodes etwas Unzulässiges auszu-





„Kontrollkarte für den Auslandsbriefverkehr“, 1944

drücken. Wenn am Ende des Satzes kein Punkt stand, musste beispielsweise der umgekehrte Sinn gelesen werden. Das war allerdings alles nur Flickschusterei. Richtige Geheimschrift war ebenso unmöglich wie unsichtbare Tinte. Beim kleinsten und nichtigen Anlass wurde der Fahndungs- und Verfolgungsapparat eingeschaltet. Die Strafen waren hart. Die meisten Briefmarken trugen den Kopf des verhassten Hitler. Es gab eine kleine Genugtuung, wenn diese Briefmarken an die zweite Stelle geklebt wurden. Die erste Position

war unserer Königin reserviert. Das in der Kantine erhältliche Schreibmaterial wurde im Laufe der Zeit knapp und qualitativ schlechter. Weil man immer kleiner schrieb, um auf dem begrenzten Platz so viel wie möglich zu schreiben, trat das Problem der schlechten Lesbarkeit auf. Aber wir waren jung und unsere Augen gut.

Seit Herbst 1944 wurde die Postverbindung mit den Niederlanden zusehends schwieriger, zumal der befreite Süden gänzlich abgeschnitten war. Im Dezember ergab sich aber die Möglichkeit, so genannte Rote-Kreuz-Briefe mit maximal 25 Wörtern auf einem Vordruck zu verschicken. Ich machte davon Gebrauch und schrieb meinen Eltern in Breda. Der Brief kam im Sommer 1945 in Breda an.

Bücher, Zeitschriften und manchmal auch Zeitungen erreichten uns ebenfalls per Post. Wir entdeckten schnell, dass Pakete am besten mit der Spedition Reiman, Stok & Kersten – ich glaube aus Oldenzaal – versendet werden konnten. Unsere Angehörigen in den Niederlanden teilten uns mit, dass wir die leeren Verpackungen, Marmeladengläser und dergleichen zurückschicken sollten. Meine letzte Rücksendung, bestehend aus Büchern, Marmeladengläsern und ähnlichem, konnte ich selbst im September 1945 in Breda wieder in Empfang nehmen.

Lesen, Studieren und Bücher

Die langen Arbeitszeiten sowie die Zeit und Energie, die man für die hauswirtschaftlichen Arbeiten wie Waschen, Flickern der Kleidung, Briefe schreiben usw. aufwandte, ließen einem wenig Raum für Entspannung. Außerdem war die Entspannung meistens eine Frage der Zerstreuung. Lesen, richtig konzentriertes Lesen, war zumindest in der Wohnbaracke schwierig. Aber bei schönem Wetter konnte man draußen sitzen. In einem Barackenzimmer mit 16 oder mehr Zimmergenossen war das Lesen nur einigen wenigen möglich, während die meisten diese Konzentration nicht aufzubringen vermochten. Einzelne – Wiek Slagter scheint so einer gewesen zu sein – waren dazu in der Lage, sich von ihrer Umgebung abzuschotten, sodass sie auch unter diesen Umständen studieren konnten. Meistens beschränkte sich das Lesen aber auf Entspannungsliteratur oder Zeitungen. Man wurde einfach zuviel abgelenkt. Nur einem einzigen Stubenältesten gelang es, bestimmte Ruhezeiten durchzusetzen, was jedoch die Ausnahme blieb.

Bei den Zeitungen war die Auswahl gering. Manche bekamen gelegentlich einzelne niederländische Zeitungen zugeschickt. Die meiste Zeit mussten wir uns mit den deutschen Tages- oder Wochenzeitungen abfinden, die man mit der nötigen Zurückhaltung las. Dies galt insbesondere für den Völkischen Beobachter und Das Reich. Ein einziges Mal konnten wir uns eines französischen Blattes bemächtigen, aber das war dann auch schon alles.

Zu meiner eigenen großen Überraschung konnte ich in den letzten Kriegsmonaten noch ein Abonnement der dänischen Tageszeitung ‚Berlingske Tidende‘ abschließen und bekam die Zeitung sogar noch regelmäßig zugestellt. Ab und zu,



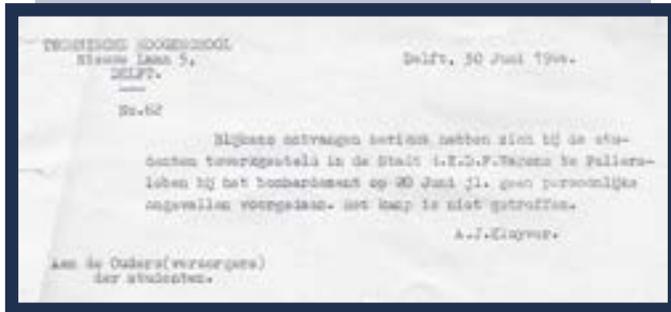
Sommerzeit vor
der Baracke,
1943

wenn nämlich Mangel an Klopapier herrschte, kauften wir Zeitungen aus einem völlig banalen Grund – aber das gehört in ein anderes Kapitel.

Hauptsächlich in den ersten Monaten unternahmten Studenten der älteren Semester Versuche, um Studententreffen, Vorlesungen und Studienaufgaben zu organisieren. Dies war unter der Führung von Hein Klaarenbeek und Pieter Dijkema auch bei den wenigen Studenten der Baukunde aus Delft der Fall. Eine Studienaufgabe ist mir im Gedächtnis geblieben: „Entwerfe ein Transformatorenhaus in einer offenen Polderlandschaft!“ Auf Dauer schliefen solche Aktivitäten aber wieder ein. Man war schlichtweg zu müde.

Die Fakultät für Baukunde der TH in Delft sandte uns Studienmaterial, Bücher und verschiedene Mitschriften von Vorlesungen zu. Hochschullehrer, wie Ir. H. T. Zwiers und M. J. Granpré Molière, ließen entgegen der in der Vorkriegszeit üblichen Praxis Vorlesungsskripte an die verstreuten Studenten schicken. Ich denke, dass dies hauptsächlich Ria Veraart, der Sekretärin der Fakultät, zu verdanken war, die viel für uns

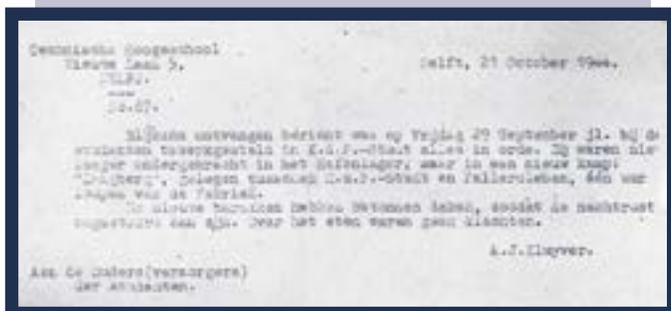




**Elternrundbrief der TH Delft Nr. 62:
kein Personenschaden durch Bomben-
angriff, 30.6.1944**



**Beruhigende Nachricht „alles in orde“,
3.7.1944**



**Die neue Studentenunterkunft
„Laagberg“, 21.10.1944**

getan hat. Ein einziges Mal hielt ein Kommilitone im Lager eine Vorlesung, ohne dass ich mich allerdings noch an Einzelheiten erinnern könnte. Darüber hinaus erhielten wir von zu Hause und von unseren Freunden Bücher zugeschickt. Auch von Jytte bekam ich aus Dänemark einige dänische Bücher.

Außerdem fuhr ich regelmäßig nach Braunschweig in einen Buchladen, um dort nach etwas Nützlichem Ausschau zu halten. Ich kaufte alles Greifbare aus dem Bereich Bau, Architektur und bildende Kunst und manchmal auch etwas ältere deutsche Literatur. Oft waren das Ausgaben für deutsche Frontsoldaten. Auf diese Weise habe ich einiges an Fachliteratur zusammengetragen, sodass mein Koffer bei der Repatriierung dann auch ziemlich schwer war.

Eine andere Möglichkeit an Bücher heranzukommen, bestand in der Bibliotheksausleihe. Mit etwas Suchen konnte man hier und da noch akzeptable Bücher aufstöbern. Meist waren dies Bildbände. Auch wenn man nur wenig zum ernsthaften Lesen kam, so konnten wir uns nichtsdestotrotz Bücher beschaffen.

Urlaub beantragen

Als wir einige Monate im VW-Werk gearbeitet hatten, glaubten wir Urlaub geltend machen zu können – und zwar einen Tag pro gearbeitetem Monat. Hierin erkannte ich eine Chance, um zu meiner Freundin Jytte nach Kopenhagen zu fahren, die ich zu dem damaligen Zeitpunkt bereits seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Es sprach sich schnell herum, welche bürokratischen Hürden gemeistert werden mussten, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Man musste zuallererst einen gültigen Pass besitzen. Der meinige war nur noch bis zum 29. Juni 1943 gültig und musste deshalb verlängert werden,



was lediglich bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin möglich war. Es glückte Theun Barendregt und auch Do Lantain, dorthin zu gelangen und neben den eigenen auch noch andere Pässe bearbeiten zu lassen. Beide waren mit einem Herrn Millenaar bekannt, der noch als einer der wenigen niederländischen Diplomaten oder Konsulatsbeamten in Deutschland tätig war. Dieser tat offensichtlich eine ganze Menge für die Niederländer in Deutschland.

Ich glaube, dass Theun meinen Pass am 9. August 1943 mitgenommen hat. Er kam zurück und der Pass war bis zum 29. Juni 1945 verlängert. Damit war das erste Problem beseitigt. Der nächste Schritt zur Urlaubsgenehmigung bestand darin, in den Pass eine ‚Aufenthaltserlaubnis‘ für den Kreis Gifhorn eingetragen zu bekommen. Dies war uns fremd, da wir niemals aus freier Entscheidung dorthin gegangen wären. Wie man mir erzählt hatte, war die Pässeintragung jedoch notwendig, um Urlaub zu bekommen. Auf Anfrage wurde ich von der Arbeit freigestellt und ging am 28. Sep-

tember 1943 nach Gifhorn zur dortigen Kreisverwaltung, wo mir bis zum 27. März 1944 eine Aufenthaltserlaubnis erteilt wurde.

Als ich Urlaub beantragen wollte, waren aber bereits mehrere Urlaubsgänger nicht mehr aus den Niederlanden zu ihrer Arbeitsstätte im Volkswagenwerk zurückgekehrt. Man ordnete daher an, dass bei einem Urlaub sich ein Kollege für den Abreisenden verbürgen musste. Wenn man nicht zurückkam, dann sollte der Bürge zur Rechenschaft gezogen werden. Henk Smits erklärte sich lobenswerterweise bereit, für mich zu bürgen. Sein Bruder Esthor war erst kurz zuvor aus dem Lager 21 zurückgekommen und befand sich durch Auszehrung und Repressalien in einem sehr schlechten Zustand. Esthor Smits durfte etwas später aus familiären Gründen besuchsweise nach Hause fahren und kam wohl auch wegen seines Bruder wieder in die Stadt des KdF-Wagens zurück.

Mir türmte sich mit dem eigentlichen Urlaubsantrag in der Fabrik noch eine weitere Hürde auf. Nach endlos vielen



**Aufenthaltserlaubnis
für den Landkreis
Gifhorn und Pass-
verlängerung, 1943**



**Der Urlaubs-
Laufzettel –
ohne Urlaub,
Dezember 1943**

Anläufen bei der Personalabteilung, dem ‚Gefolgschaftsamt‘, kam die Sache schließlich doch ins Rollen. Es bestand Aussicht, über Weihnachten für eine Woche nach Kopenhagen in Urlaub fahren zu können. Als Grund wurde vermerkt, dass ich meine Braut besuchen wolle.

Am Schalter des Gefolgschaftsamtes bediente mich meistens ein kleiner deutscher Mann. Manchmal arbeitete dort auch ein schönes polnisches Mädchen. Über sie kursierte das Gerücht, dass sie die Geliebte von Albert Gerisch, dem Büroleiter, gewesen sei. Gerisch litt an einer Krankheit, durch die er seit dem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr nicht mehr gewachsen war. Er hatte deshalb einen schwächlichen Knabenkörper mit einem runzeligen, alt aussehenden Gesicht. Das hat ihn nicht daran gehindert, Mitglied der SA zu werden. Manchmal stampfte er in Uniform durchs Büro. Er hatte den Ruf, eine gemeine Kröte zu sein, und jeder hatte Angst vor ihm.

Mein kleingewachsener Sachbearbeiter verhielt sich dagegen menschlich. Leider habe ich seinen Namen vergessen. Er war ängstlich und ich bemerkte später, dass er nicht lügen konnte. Die Prozedur der Urlaubsgenehmigung bestand darin, dass man die Unterschriften der Chefs sammeln musste – von ganz unten bis nach oben. Die Unterschriften der Personen, die in der Hierarchie ganz unten standen, erhielt ich unverzüglich. Je höher in der Hierarchie mein Antrag vorgelegt wurde, desto träger verlief alles. Am Ende fehlte mir nur noch die Genehmigung der Geschäftsführung, für die, glaube ich, Dr. Georg Tyrolt zuständig war. Woche für Woche stand ich am zuständigen Schalter an, nur um zu hören, dass es wohl bald klappen würde. Inzwischen näherte sich das anvisierte Reisedatum schnell. Die Briefe, die ich mit Jytte wechselte, waren voller Sehnsucht auf ein Wiedersehen. Nach langer, langer Zeit, die nach meinem Gefühl viele Monate gedauert, sich aber vielleicht auch nur über Wochen hingezogen hatte, erteilte man mir kurz vor dem geplanten



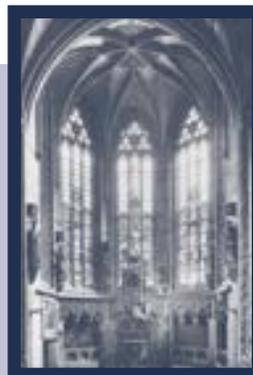
Die Schönheit Braunschweigs im Postkartenformat, 1944



Abreisedatum die definitive Ablehnung meines Urlaubsantrages nach Paragraph so und so – den man dann aber nie zu sehen bekam. Das Antragsformular mit den gesammelten Unterschriften besitze ich noch, allerdings eben ohne die endgültige Genehmigung. Es war eine Katastrophe. Für Jytte war diese Anspannung und die nachfolgende Enttäuschung zu viel. Einige Monate später schrieb sie mir, dass sie Leif heiraten werde.

Nach der Befreiung sah ich das schöne polnische Mädchen aus der Personalabteilung nochmals wieder. Sie kam mit einer Gruppe Polen in das Repatriierungsbüro, um bei den Amerikanern etwas für die Polen in der Stadt zu bewirken. Sie wurde meines Erachtens etwas zu auffällig und nachdrücklich vorgeschickt, wie ein Lockvogel. Ob ihrem Anliegen stattgegeben wurde, erfuhr ich nicht. Auch der kleine Mann aus

dem Gefolgschaftsamt ließ sich dort blicken und beantragte einen ‚Passierschein‘, damit er wegziehen konnte. Er erkannte mich zunächst nicht. Als ich ihn daraufhin mit seinem Namen ansprach, erschrak er sich sehr und erkannte mich dann. Ich sagte ihm: „Herr ..., die Rollenverteilung hat sich geändert.“ Und weiter: „Ich gehe bald in Urlaub und komme nie wieder.“ Ich konnte es mir einfach nicht verkneifen. Er begann, heftig irgendwelche Entschuldigungen zu stammeln und beteuerte, dass er nichts habe tun können, da er nur Anweisungen ausgeführt hätte usw. Der Mann hatte zweifelsohne Recht und ich bekam ein wenig Mitleid mit ihm. Zum damaligen Zeitpunkt fragte ich nicht, wer sich eigentlich bei meinem Urlaubsantrag quer gestellt hatte. In dem Moment war mir das alles ziemlich gleichgültig. Heute denke ich, dass es wohl Tyrolt gewesen sein dürfte.



Souvenirs von einem Ausflug nach Braunschweig, 1944



Der Januskopf

Diese Geschichte erzähle ich mit einigen Hemmungen. Nicht weil sie unwahr oder übertrieben wäre, sondern weil ich jeden Eindruck vermeiden möchte, ich wolle meine Tüchtigkeit herausstellen. Das Ereignis spielte sich während der ersten Phase meines Aufenthaltes in Deutschland ab. Ich hatte bis dahin kaum etwas mit der SS zu tun gehabt, was mein naives Verhalten erklärt. Wahrscheinlich war dies zugleich die Ursache dafür, dass die Situation für mich so glimpflich ausging. Eines stellte sich für mich jedoch als eindeutig heraus. Die SS hatte zwei Gesichter: ein offizielles, nach außen gerichtetes, das einen anständigen und korrekten Militärapparat zeigen sollte. Das nach innen gerichtete Gesicht offenbarte die bestialische, brutale und grausame Wirklichkeit, die sich in einer rücksichtslosen Unmenschlichkeit ausdrückte und nach dem Krieg zu Recht häufig dargestellt worden ist.²⁶ Der verbrecherische Kern sollte geheim gehalten werden, sodass die SS ihr Selbstbild vom militärischen Eliteverband entwickelte. Gleichzeitig wollte die SS abschreckende Wirkung erzielen. Das war verwirrend – offensichtlich auch für die SS-Männer selbst.

In den Toilettenräumen der Fabrik bestand Rauchverbot. Eines Tages saß ich in einer der aufgereihten WC-Kabinen, als in meiner Nähe ein höllischer Lärm losbrach. Ich hörte einen Deutschen schimpfen, Schreie, Brüllen und ein Knallen. Dazwischen vernahm ich lautes Gejammer und Heulen, wie von einem geschlagenen Hund. Im Vorraum prügelte und trat ein SS-Mann in Uniform einen Slowaken aus unserer Abteilung zusammen. Der Slowake, der über einen Kopf größer als der SS-Mann war, versuchte lediglich die Schläge abzuwehren. Wie ich in diesem Augenblick auf die Idee kam,

weiß ich heute nicht mehr, aber ich sprach den SS-Mann an und fragte ihn ganz ruhig nach seiner Dienstnummer – schließlich wurde jeder ständig nach seiner Nummer gefragt! Der SS-Mann wurde durch diese Frage dermaßen abgelenkt, dass er sich zu mir umdrehte, während der Slowake davonlief. „Nummer! Was!“, brüllte er und hob dabei die Faust. Er schlug aber nicht zu! Ich sah ihn weiterhin an und erläuterte ihm langsam in geduldigem und höflichem Ton: „Der Slowake ist in unserer Abteilung. Ich will zu unserem Meister gehen und ihm erzählen, was geschehen ist. Dazu brauche ich die Nummer.“ Dieser Logik hatte er nichts entgegenzusetzen. Er drehte sich um und verließ den Raum.

Ich ging daraufhin in meine Abteilung zu unserem Meister namens Maurer. Ich erzählte ihm die Geschehnisse und sagte gleich: „Ich benötige einen Urlaubsschein.“ Die Gegenfrage kam prompt: „Wooooozuu?“ Darauf antwortete ich: „Ich will zum SS-Kommandanten, um ihm zu sagen, dass der Slowake wirklich nicht geraucht hat.“ Maurer sah mich aufrichtig besorgt an und hakte vorsichtig nach: „Willst Du das jetzt wirklich tun?“ Er kannte die SS besser als ich und wenn ich es mir im Nachhinein überlege, hatte der Mann allen Grund dazu, mich von meinem Vorhaben abzuhalten.

Ich war allerdings fest entschlossen, bekam meinen Urlaubsschein und machte mich auf den Weg. Wie ich schnell ausfindig gemacht hatte, war die SS im Südrandbau der Fabrik untergebracht. Ich klopfte an und fragte nach dem Kommandanten. Ein ziemlich junger Mann, der eine schlaaffe Uniformmütze trug und dessen Rang ich nicht gesehen hatte, kam auf mich zu. „Sie wünschen?“ Deutlich amüsiert hörte er sich meine Geschichte an, in der ich mit Nachdruck darauf hinwies, dass der Slowake nicht geraucht habe und daher zu



Unrecht bestraft worden sei. Er antwortete mit einem Grinsen und sagte: „Es wird sich nicht wiederholen. Heil Hitler!“ Ich konnte gehen. Als ich in die Abteilung zurückkam, stand der Meister offensichtlich besorgt auf seinem Platz. „Wie war es?“, fragte er. „Es wird sich nicht wiederholen“ hat der Kommandant gesagt“, antwortete ich ihm. Maurer sah mich ungläubig an und schwieg. Ich ging dann wieder an meinen Arbeitsplatz ans Band.

Bemerkten wir etwas von der „Endlösung“?

In Bad Harzburg sah ich im Jahre 1943 in einem Park an einem Pavillon ein Schild mit der Aufschrift ‚Juden nicht erwünscht‘. Das war meiner Erinnerung nach der einzige Hinweis dieser Art, den ich selbst gesehen habe. Zwar lag im Zeitungskiosk und in dem Buchgeschäft in der Stadt das Schmierblatt ‚Der Stürmer‘ aus, jedoch sah man dort natürlich nicht hinein.

Täglich fuhren vor unseren Augen Güterzüge mit geschlossenen Viehwaggons auf den Eisenbahngleisen entlang. Wir bemerkten niemals, dass darin auch Menschen verfrachtet wurden. Dies wird jedoch auf der wichtigen Ost-West-Strecke zwischen Hannover und Berlin häufig der Fall gewesen sein. Güterzüge sind doch sonst eine ganz normale Sache. Wer konnte damals etwas von der Judenvernichtung ahnen? Heutzutage wissen wir es besser.²⁷

Als im Mai 1944 auf dem Laagberg das KZ-Kommando errichtet wurde, gingen bei den Deutschen viele Gerüchte um, was für eine Art Gefangene dort untergebracht werden sollte. Die häufigste Vermutung war, dass dort ungarische Juden einsaßen. Über das spätere Frauenlager in der Fabrik wusste man dagegen Bescheid. Im KZ Laagberg gab es eine internationale Gesellschaft politischer Häftlinge aus zahlreichen

europäischen Ländern. Darunter befanden sich, soweit ich weiß, auch einzelne französische Juden, die aber dort als politische Häftlinge interniert waren und das übliche rote Dreieck auf ihrem Drillanzug trugen. Beispielsweise war der Dolmetscher ein jüdischer Rechtsanwalt aus Frankreich, der zahlreiche Sprachen ausgezeichnet beherrschte.

Erst gegen Ende des Krieges hörten wir vereinzelt Geschichten über das Schicksal der Juden. Seinerzeit kamen deutsche Flüchtlinge aus Ostpreußen und Oberschlesien ins Volkswagenwerk, für die Arbeit gesucht wurde. Im Baubüro wurde ein Mann beschäftigt, dessen Namen ich allerdings vergessen habe, der aber mit ‚Herr Rittmeister‘ angesprochen wurde. Er hatte in Ratibor ein Bauunternehmen mit KZ-Häftlingen betrieben. Er prahlte: „Mein Buchhalter war ein Professor der Mathematik“, hielt sich dann beim nahenden Kriegsende aber etwas zurück. Seine Beschäftigung bestand hauptsächlich aus Schwätzchen mit anderen Deutschen und Aktivitäten für den ‚Volkssturm‘.²⁸

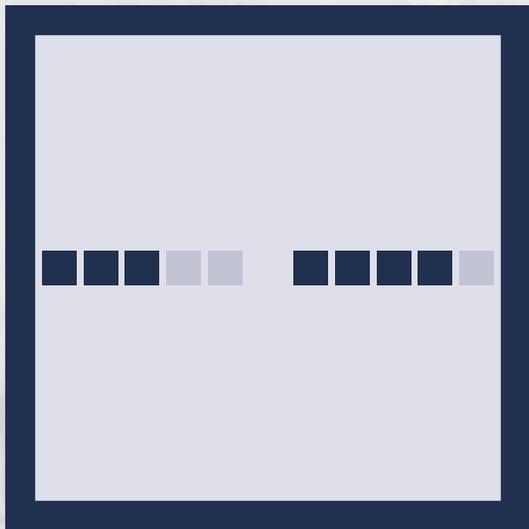
Einmal erzählte er flüsternd in dem angrenzenden Zimmer zum Büro einer Anzahl Deutscher, wie es im Osten ablief. „Die SS hat sie alle in die Baracken getrieben und dann die Flammenwerfer darauf angesetzt. Keiner ist dort lebend heraus gekommen. Wenn einer es versuchte, wurde er abgeknallt.“ Die Sache beschäftigte ihn ganz offensichtlich und seine Zuhörer lauschten still mit angespanntem Gesichtsausdruck. Mit dem KZ direkt vor den Augen mussten sie sich doch selbst gefragt haben, was die Häftlinge bei uns erwartete.

Die heimlich tuenden Deutschen blickten etwas schief in meine Richtung, aber ich setzte meine Arbeit mit unschuldigem Gesicht fort, als ob ich nichts mitbekommen hätte. Ich verstand allerdings alles, weil der Rittmeister nicht leise spre-



chen konnte. In diesen Augenblicken vermochte ich plötzlich, die Angst von Rudi nachzuvollziehen. Rudi war ein alter Kapo aus dem Konzentrationslager am Laagberg, der mir seine Angst vor der Gaskammer anvertraut hatte. Dass die Wirklichkeit hundertfach schlimmer als jede Vorstellung gewesen war, erfuhren wir erst im Nachhinein.

Bei einigen französisch sprechenden Offizieren des ‚Counter Intelligence Corps‘ (CIC) der amerikanischen Armee, die nach der Befreiung das KZ Laagberg besichtigten, sah ich ein paar Fotos, auf denen hinter einer Scheunentür eines anderen KZs Leichenberge zu sehen waren. In der naiven Vorstellung, dass gerade diese Offiziere etwas zur Auffindung von Schuldigen beitragen könnten, händigte ich ihnen die Liste der Wachmannschaft aus, die ich nach der Räumung des KZs gefunden hatte. Ich hielt sie für eine Art Militärpolizei. Später beschlich mich manchmal das Gefühl, dass sie Kriegsreporter waren, die das Beweismaterial nur für eine spannende Zeitungsgeschichte verwendet haben.



Auf dem Laagberg

Das Wohnlager

Die ersten mir bekannt gewordenen Überlegungen zur Unterbringung von Arbeitern des Volkswagenwerks auf dem Laagberg stammten aus den ersten Kriegsjahren. Ein Lageplan mit einer detaillierten Aufteilung trug meiner Erinnerung nach das Datum 8. Februar 1941. Allerdings dauerte es bis 1943/44, ehe die Bauten begonnen wurden.

Die Planungen umfassten 37 Mannschaftsbaracken, 18 Toiletten- und Waschgebäude und acht Wirtschaftsbauten mit Kantinen, Küchen usw. sowie eine Anzahl weiterer Gebäude. Jede gemauerte Wohnbaracke, die eine Grundfläche von 10 x 50 Metern hatte, umfasste zehn Stuben, in denen zwischen zwölf und sechzehn Personen untergebracht werden sollten. Bei einer durchschnittlichen Belegung mit vierzehn Bewohnern hätte die Gesamtbelegung des Wohnlagers 5180 Personen betragen. Bis zur Befreiung im April 1945 wurde an diesem Vorhaben gearbeitet. Da es sowohl an Baumaterialien als auch an Fachleuten mangelte, konnten noch nicht einmal die Hälfte der Planungen verwirklicht werden.

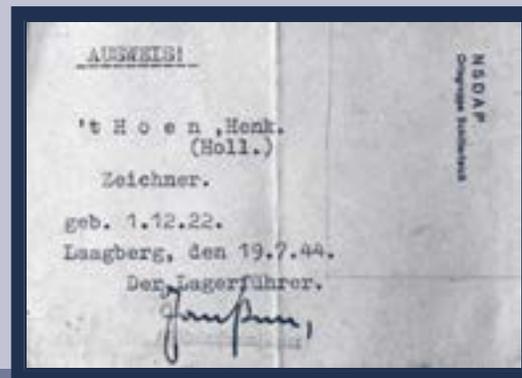
Das Vorhaben war für die damalige Zeit, als die meisten Wohnlager des Volkswagenwerkes aus hölzernen Fertigbaracken bestanden, sehr ehrgeizig. Es war der Bau von Steinbaracken vorgesehen, deren Wände aus Betonhohlblöcken, AK-Steinen, bestehen sollten. Die Dächer sollten mit Betonplatten gedeckt werden, die auf Spannbetonbalken (Hoyer-Balken) aufliegen sollten.²⁹



Lageskizze des KZ-„Arbeitslager Laagberg“, 1946

Je näher aber das Ende des Krieges rückte, um so schwieriger gestaltete sich die Materialbeschaffung. Baustoffe, wie Zement und insbesondere Eisen und Stahl, waren nur schlecht zu bekommen. Die Anlieferung per Eisenbahn, für die ein Anschlussgleis gebaut war, geriet durch die alliierten Luftangriffe immer häufiger ins Stocken. Wir lernten zudem, dass der Materialverlust beim Transport von Zement in offenen Waggons durch Regenwasser größer sein konnte als durch Sabotage bei der Arbeit.

Welche ursprüngliche Absicht das Unternehmen mit dem Bau des Lagers auf dem Laagberg verfolgt hatte, wurde mir nicht deutlich. Das Bauvorhaben besaß einerseits Priorität und war eindeutig ‚bevorrechtigt‘, andererseits befand es sich außerhalb des Fabrikgeländes. Vielleicht war das Lager für die Unterbringung der Arbeiter nach dem ‚Endsieg‘ vorgesehen. Auch die Finanzierung erschloss sich mir nicht. Auf der Baustelle wurden als Arbeitskräfte die verschiedensten Gefangenen eingesetzt. Zunächst arbeiteten dort italienische Militärinternierte, von denen etliche im Winter 1943/44 umkamen. Im Juni 1944 wurde dann in der nordöstlichen Ecke des Geländes das ‚Arbeitslager Laagberg‘ als Außenkommando des KZ Neuengamme eingerichtet, in dem etwa siebenhundert KZ-Häftlinge untergebracht waren. Die Bauarbeiten unterstanden der technischen Aufsicht deutscher Vorarbeiter, die meisten von ihnen waren ältere oder von der Wehrmacht ausgemusterte Bauleute. Die Arbeitskräfteerkrutierung fiel in der Fabrik in den Verantwortungsbereich des Leiters des Gefolgschaftsamtes Dr. Georg Tyrolt. Den Erzählungen nach war er ein Mitglied der Allgemeinen SS.³⁰ Tyrolt, ein Mann mit sehr autoritärem Auftreten, war eine der niederträchtigsten Personen im gesamten Volkswagenwerk. Sein Gesicht zierten Narben aus einer Anzahl an Messuren und seine kühlen Augen hinter dicken Brillengläsern guckten durch einen hindurch. Sein Einfluss im VW-Werk muss erheblich gewesen sein. Ich vermute, dass er der Vertreter der Partei oder der SS in der Geschäftsführung gewesen ist, während die übrigen Geschäftsführer lediglich Sachverständige waren.



Zugangsberechtigung zum
Laagberg-Lager, 19.7.1944



Die Arbeitsgeräte des technischen
Zeichners Henk 't Hoen



Amerikanisches Luftbild, in der Mitte das Lager Laagberg, 6.7.1944



Dienstreisebescheinigung der Bauleitung, 9.2.1945

Die Leitung der Arbeiten auf dem Laagberg hatte im Auftrag der Werksbauabteilung die ‚Bauleitung Laagberg‘, bei der ich als Zeichner meiner Arbeit nachging. Chef war der Architekt Ernst Döring. Als zweiter Mann fungierte der Tiefbauingenieur Helmuth Berger. Beide waren in den Dreißigern, verheiratet und gehörten offensichtlich zur ‚arischen Baulite‘, die vom Kriegseinsatz verschont wurden, damit sie nach dem ‚Endsieg‘ den Wiederaufbau bewältigen könnten. Sie hatten zwar beide bei der Flak Militärdienst geleistet, waren aber im Jahre 1943 wieder freigestellt worden!

Neben diesen beiden war noch eine ganze Anzahl weiterer Deutscher in der Bauleitung beschäftigt. Diese waren wohl vom Militärdienst ausgemustert oder aus Altersgründen nicht mehr zur Wehrmacht einberufen worden. So gab es einen Friedrich-Wilhelm Kusel, eine wirre und cholerische Person von Ende 30 oder Anfang 40. Er war nicht ungehörig, aber wegen seiner Art sehr anstrengend. Döring nannte ihn nur ‚Fusel‘. Nimetschek, dem Anschein nach etwa 50 Jahre alt, war demgegenüber ein typischer kleiner, braver Bürokrat, der die Verwaltung des Bauprojektes leitete. Er konnte sich fürchterlich darüber aufregen, wenn im Büro die ‚Schwerarbeiterkarten‘ nicht rechtzeitig ankamen, mit denen man Zusatzrationen erhielt. Der Vermessungsingenieur Nimetschek hatte anfangs des Krieges eine Kopfverletzung erlitten, bei der er ein Auge verlor. Er war ein artiger Kerl, der mir die Geheimnisse der Landvermessung beizubringen versuchte. Daraufhin stand später eine der Baracken um einen Meter versetzt.



In der Folgezeit kamen für kürzere oder längere Zeit andere Menschen hinzu, häufig Ältere, die längst in Rente waren. Im Allgemeinen waren sie nicht unfreundlich. Allerdings musste ich aufpassen, dass mein Bummeln beim Zeichnen nicht weiter auffiel, denn sie durchschauten das sofort.

In diesem positiven Bild bildete Ernst Schaper die Ausnahme. Abgesehen vom Chef, versuchte er jedermann reinzulegen. Schaper war ein äußerst gemeines und unzuverlässiges Subjekt. Ich verdächtige ihn, dass er ein V-Mann war, den möglicherweise Tyrolt beauftragt hatte. Glücklicherweise war er aber nicht besonders intelligent und daher gut berechenbar, obwohl man bei ihm immer auf der Hut sein musste. Seine ausdruckslosen dunklen Augen hinter den dicken Brillengläsern sahen viel, und er tauchte plötzlich und unerwartet überall auf dem Baugelände und im Büro auf. Mit hinter dem Rücken verschränkten Händen und einer flachen, in sein Pferdegesicht gezogenen Mütze war er stets auf der Lauer. Arbeiten sah ich ihn nur selten. Die französischen KZ-Insassen nannten ihn ‚Casque Noire‘ (Schwarze Mütze). Als Schaper die Verwaltung der zusätzlichen Zigarettenrationen und der Arbeitsprämien für die KZ-Häftlinge oblag, versuchte er deren Rationen zu kürzen oder zu streichen, während Döring darum bemüht war, so viel wie möglich für diese Menschen zu erreichen.

Zeugen berichteten während des Gerichtsverfahrens gegen den SS-Unterscharführer Callesen des KZ-Lagers Laagberg einen bezeichnenden Vorfall: Einer der Gefangenen, ein französischer Oberst, wurde von einem deutschen Zivilisten derart schikaniert, dass dieser mit seiner Schaufel eine Bewegung machte, die der Deutsche gleich als eine ‚Drohung‘

an die SS meldete. Infolgedessen wurde der Oberst gefoltert und verstarb. Der einzige deutsche Zivilist auf dem Laagberg, dem ich diese Denunziation zuvertraue, ist Schaper. Aber das ist jetzt nicht mehr zu beweisen.

Die deutschen Vorarbeiter, die Poliere, waren vornehmlich ältere Männer aus dem Bauhandwerk. Ihr Betragen gegenüber den KZ-Gefangenen war durchweg anständig. Sie verfügten vermutlich durch frühere eigenhändige Arbeit über ausreichend Wissen und Erfahrung, um zu erkennen, dass Kraft, Gesundheit, Ernährung und auch Ruhepausen nötig waren, um die körperlich schweren Arbeiten auszuführen. Sie wussten wohl auch, dass man dies von derart ausgemergelten Personen nicht erwarten konnte.

Heinrich war mir besonders sympathisch. Er war von Beruf Zimmermann, stammte aus Süddeutschland, und ich schätzte sein Alter auf etwa siebzig Jahre. Sein rundes Gesicht strahlte Heiterkeit und Freundlichkeit aus. Die Menschen, die unter ihm arbeiteten, waren seine ‚Jungs‘, für die er sorgte. Er hatte Übergewicht, wogegen er durch ein Mittagessen aus Brotschnitten mit fein geschnittenem Knoblauch ankämpfte. Zum Ende des Krieges ließ er auf eigene Initiative – vielleicht auch mit Zustimmung von Döring – für die Ausländer der Bauabteilung aus Holz und Sperrholz Koffer anfertigen. Er sagte: „So könnt ihr eure Sachen mit nach Hause nehmen, gell.“

Der Maurermeister, der gleichfalls auch Bauführer war, kam aus Berlin. An seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Er war fürchterlich besorgt um seine Frau, die noch in Berlin wohnte. Jeden Morgen, wenn es dort wieder Angriffe gegeben hatte, sah sein ungesund bleiches Gesicht beson-



ders sorgenvoll aus und er atmete asthmatischer. Kurz vor Kriegsende brach er in Richtung Berlin auf. Gott weiß, ob er und seine Frau sich retten konnten.

Unter den Polieren gab es noch eine dritte Person, von der ich gleichfalls wenig weiß, die aber durch ein auffälliges Verhalten hervorstach. Er hatte sich einige italienische Wörter beigebracht, allerdings keine Grammatik. Die Verben verwendete er lediglich im Infinitiv und die Substantive nur im Singular. Bei seinen Versuchen, sich dennoch verständlich zu machen, schrie er um so lauter. Außerdem war er übertrieben strebsam. Seine dicht nebeneinander stehenden Augen drückten mehr Unsicherheit aus, als dass sie andere zum Zupacken aufforderten. Er war allerdings nicht aggressiv, und man schmunzelte heimlich über ihn.

Einige Arbeiten am Laagberg-Lager, elektrische Installationen und – wie ich glaube – Malerarbeiten, wurden an Bauunternehmen vergeben, die hierfür ebenfalls KZ-Häftlinge zugeteilt bekamen. Mit den Tiefbauarbeiten für die Leitungen wurde eine merkwürdige Person betraut. Der Mann hatte einen enormen Leibesumfang und dürfte in jungen Jahren zweifelsohne sehr stark gewesen sein. Sein äußerst primitives Gesicht sah fast affenartig aus, und er war zum damaligen Zeitpunkt etwa siebzig Jahre alt. Er wohnte in der näheren Umgebung in einer Bauhütte und obwohl er an verschiedenen Plätzen auf Bauernhöfen in der Nähe hätte wohnen können, war ihm danach nicht zumute: „Ich kann dort die Weiber nicht loswerden. Die haben ein großes Loch. Früher habe ich endlos viel Lust gehabt, jetzt aber nicht mehr“, kommentierte das alt gewordene Menschentier.

SS-Hauptscharführer Johannes Pump

Ab und zu musste ich dem Kommandanten des KZ-Kommando Laagberg, SS-Hauptscharführer Pump,³¹ Papiere vom Baubüro bringen. Pump war ein älterer, plumper Mann mit einem ziemlich groben Gesicht, großer Nase, einem etwas weichen Mund und mit wässrigen Augen. Er war von breiter, aber gedrungener Statur und hatte kurze, krumme Beine. Die französischen KZ-Gefangenen nannten ihn ‚Pied de Vigne‘ (Weinstock). Man sagte, dass er früher Zimmermann gewesen sei. Pump sah nicht sehr gescheit aus, und wenn man mit ihm sprach, brüllte er irgend etwas in einem schwer verständlichen süddeutschen Dialekt. Uns gegenüber benahm er sich korrekt, obgleich er immer kurz angebunden war. Er kam selten ins Baubüro, benötigte aber jeden Tag die Stärkemeldungen der Häftlinge. Häufig brachte ich ihm die Meldung über die aktuelle Häftlingszahl vorbei.

Eines Tages klopfte ich bei seinem Büro in der SS-Baracke an, bekam aber keine Antwort. Die Tür zu seinem Privatzimmer befand sich direkt gegenüber, also klopfte ich dort. Er öffnete selbst, ohne Uniformrock, nur mit Hosenträgern über dem Uniformhemd. Ich gab ihm die Papiere und er warf einen Blick hinein. Über seine Schulter hinweg sah ich, wie sich in seinem dunklen Zimmer etwas bewegte. Ich hielt sie für eine der weiblichen KZ-Gefangenen aus dem Lager der Fabrik,³² vermutlich eine der drei Frauen, die tagsüber außerhalb des KZs in einem Zimmer der SS-Baracken mit Kleiderreparaturen beschäftigt waren. Ich denke, es war die SS-Baracke Nummer vier oder fünf. Später hörte ich, dass es eine der SS-Aufseherinnen gewesen sein soll. Solange Pump in die Papiere blickte, sahen die Frau und ich uns an. Sie hatte einen hoffnungslos traurigen Ausdruck in ihrem Gesicht. Mir blieb



nur, sie kurz anzulächeln. Pump sah auf. „Danke. Heil Hitler!“ Ich erwiderte: „Auf Wiedersehen“. Die Tür wurde geschlossen. Eine Zeitlang später, im Januar 1945, klopfte ich wieder einmal an Pumps Bürotür an und schritt hinein. Das Zimmer stand voll mit hohen SS-Offizieren. Ich konnte nicht mehr zurück. Pump saß auf seinem Stuhl an der Rückwand, während er sich mit seinen Händen an die Stuhllehne klammerte. Sein Gesicht hatte einen verwilderten Ausdruck und er blickte von einem zum anderen. Sein Kragen stand offen, die Rangabzeichen fehlten an seiner Uniform. Die Schulterklappen lagen auf dem Boden. Ich wartete mit den Unterlagen in den Händen in der geöffneten Tür und betrachtete dieses Schauspiel, bis einer der Offiziere sich umdrehte, auf mich zukam. „Sie wünschen?“ Mir blieb nur zu sagen: „Ich bringe die Aufgaben von der Bauabteilung.“ Der Offizier entgegnete: „Danke! Heil Hitler!“ Ich sagte: „Auf Wiedersehen“, und die Tür schloss sich hinter mir. Ich atmete tief durch, weil ich dort wieder raus war.

Es ging das Gerücht um, dass Pump sich das Eigentum von Häftlingen angeeignet hätte und dass er an die Ostfront in eine Strafkompagnie geschickt werden sollte. Pump wurde – zwischen zwei Bewachern laufend – auf dem Weg zum Bahnhof gesehen. Er wurde nach dem Krieg inhaftiert, zu vier Jahren Haft verurteilt, während der er verstarb.³³

Danach kam ein neuer KZ-Kommandant, der aber kein Angehöriger der SS, sondern Hauptmann der Wehrmacht war. Tineke Wibaut erinnerte sich, dass auch das Frauenlager in der Fabrik dem Wehrmachtsoffizier unterstand.³⁴

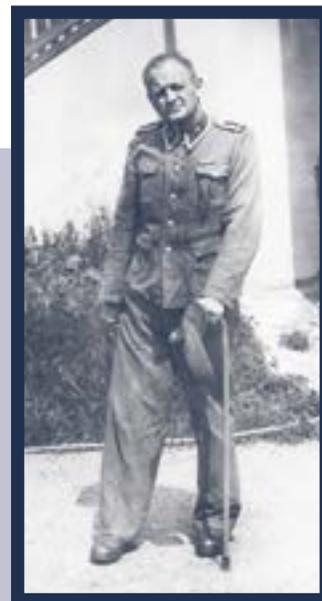
Kriegsverbrecher

Anton Peter Callesen war stellvertretender Kommandant des Konzentrationslagers ‚Arbeitslager Laagberg, KL Neuen-gamme‘. Callesen war ein Angehöriger der deutschen Minderheit in Dänemark aus Südjütland und bekleidete den Dienstgrad eines SS-Unterscharführers. Im Arbeitslager Laagberg fungierte er als Arbeitseinsatzführer des Lagers, weshalb er den ‚Appell‘ abnahm, die Anzahl der Häftlinge überprüfte und diese in die Kategorien ‚arbeitsfähig‘, ‚krank‘ und ‚tot‘ einteilte. Zudem kontrollierte er die Aufseher und sorgte dafür, dass die Gefangenen hart arbeiteten. Callesen war ein brutaler Mann, der die Häftlinge schlug und quälte, weshalb er allgemein gefürchtet wurde. Sein Spitzname unter den französischen KZ-Häftlingen war ‚Peau de Vache‘ (Schweinehund).

Nach dem Krieg kam der Kontakt zwischen überlebenden KZ-Häftlingen und mir langsam in Gang. In den letzten Kriegswochen waren noch sehr viele der KZ-Häftlinge umgekommen. Ich hatte eine Anzahl von Namen und Adressen notiert und nahm sie mit nach Hause. Die Franzosen initiierten Aktivitäten, um nach ehemaligen Aufsehern zu fahnden und sie zur Verurteilung zu bringen. Es lag für mich auf der Hand, dass ich mich mit dem Dänen Callesen beschäftigen würde. Abgesehen von seinem Nachnamen war nicht viel über ihn bekannt, lediglich die Tatsache, dass er in Tønder oder Møgeltønder gewohnt und beruflich als Gärtner oder dergleichen gearbeitet hatte.

Auf der Grundlage dieser Informationen verfasste ich am 23. Februar 1946 einen Brief an den Polizeikommissar in Tønder und fragte an, ob man dort irgend etwas über Callesen wisse oder ob er vielleicht schon verhaftet worden





Anton Peter Callesen, Aufnahme der dänischen Polizei, 1946

sei. Nur eine Woche später, am 1. März 1946, erhielt ich eine Antwort. Man nahm an, dass es sich bei der von mir gesuchten Person um Anton Peter Callesen handelte, der am 4. September 1898 in Burkal geboren wurde. Dieser sei verhaftet worden und kurz zuvor wegen der Mitgliedschaft in der SS zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Am 23. April 1946 bekam ich dann vom Oberstaatsanwalt von Südjütland ein Telegramm, dass sie in der Sache Callesen vorbeikommen würden. In einem Nachfolgetelegramm teilte man mir mit, dass ich am Dienstag um 15 Uhr auf dem Polizeirevier in Delft anwesend sein sollte. Ich erschien selbstverständlich rechtzeitig und wartete auf dem Korridor des Polizeireviers. Viele Menschen liefen dort hinein und hinaus. Plötzlich sah ich einen dänischen Polizeioffizier hereinkommen, den ich an seiner Uniform erkannte. Ich erhob mich von

meinem Platz und wollte schon auf ihn zugehen, als ich zu meinem Entsetzen Callesen in seiner deutschen Uniform hinter ihm hergehen sah. Er hatte einen schwerfälligen Gang, lief auf einen Stock gestützt und wurde sofort in eine Zelle nahe des Haupteinganges abgeführt. Der Polizist kam zurück und lief zusammen mit einigen weiteren Herren suchend umher. Ich ging auf sie zu und stellte mich vor. Dann sagte ich: „Sie haben ihn tatsächlich gefasst.“ Einer der Männer entgegnete: „Es ist also der richtige Mann, Gott sei Dank. Dann haben wir die Reise nicht umsonst gemacht.“ Ich beruhigte sie: „Nein, ich habe ihn sofort wiedererkannt.“ Der Wortführer, Herr Kirk, erwies sich als der Oberstaatsanwalt, der zusammen mit einem Polizisten, einem Fahndungsbeamten und dem Inhaftierten in einem kleinen, alten Auto aus Sønderborg angereist war.





Vorkriegsfoto von
Wenzel Dyba mit Frau

Wir zogen uns in ein Zimmer im oberen Stockwerk des Polizeireviere zurück und es folgte für mich ein Verhör, das sich über mehrere Stunden hinzog. Dines Kirk befragte mich und der Fahndungsbeamte protokollierte die Aussage. Nach ungefähr drei Stunden fragte mich Kirk, ob ich etwas gegen eine Gegenüberstellung mit dem Inhaftierten hätte. „Natürlich nicht, es geht doch um die Beweisführung“, antwortete ich. „Sie brauchen nichts zu sagen oder zu tun. Sie sollen sich lediglich umdrehen und ihn ansehen“, sagte mir Kirk.

Ich saß mit dem Rücken zur Tür und hörte, dass sich die Tür öffnete und wieder schloss. „Nun Callesen, sehen Sie gut hin, ob Sie diesen Mann hier erkennen“, wurde der Hereingeführte aufgefordert. Er äußerte die Bitte an mich: „Drehen Sie sich bitte um.“ Ich stand mit dem Rücken zu Callesen,

wandte mich dann mit einem Ruck zu ihm um und schaute ihm direkt ins Gesicht. Dies zeigte eine dramatische Wirkung. Callesen schwankte einen Schritt zurück und sperrte seine Augen und den Mund schreckhaft auf. Sein Gesicht signalisierte Todesangst in einer Weise, die ich mir nur auf der Theaterbühne oder im Film hatte vorstellen können. Aber Callesen spielte nicht, sondern seine Angst war echt.

Kirk drang sogleich mit seinen Fragen auf Callesen ein. „Wo haben Sie diesen Mann gesehen?“ „Auf dem Laagberg.“ – „Was war der Laagberg?“ „Ein Konzentrationslager.“ – „Was war Ihre Funktion dort?“ – „Wann war das?“ Callesen war vollkommen geständig und bekannte alles. Sein Widerstand war gebrochen. Nachdem alle Fragen gestellt und beantwortet worden waren, wurde der Mann wieder zurück in die Zelle geführt. Kirk war sehr zufrieden, denn das Ziel war erreicht. Wir unterhielten uns danach noch eine Weile. Meine Zeugenaussage wurde mir vorgelesen und ich unterschrieb sie sogleich. Dann verabschiedeten wir uns. Ehe es in Dänemark zu einem Prozess kam, wurden noch eine Reihe weiterer Zeugenaussagen von teilweise langjährigen KZ-Häftlingen aus den Niederlanden, Frankreich und Deutschland eingeholt. Callesen wurde im Mai 1950 wegen Mordes und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in dritter Instanz zum Tode verurteilt, aber später zu lebenslanger Haft begnadigt. Er starb im Gefängnis.³⁵

Der Lagerälteste des KZ Laagberg

Der ranghöchste Häftling innerhalb der Konzentrationslager war der Lagerälteste, der meistens ein Deutscher und ein langjähriger Häftling war. Im Außenkommando Laagberg hieß er Wenzel Dyba – ein Nachname, wie ich ihn bis dahin



noch nie gehört hatte. Alle nannten ihn nur ‚Wenzel‘ – ein Veteran mit einer zehn- bis zwölfjährigen Erfahrung als Häftling. Wenzel Dyba wurde bereits kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten als aktiver Sozialdemokrat verhaftet. Er war ein großer, kräftiger Mann von schätzungsweise zwei Metern und einem großen Kopf, dessen Gesicht von den Strapazen gezeichnet war. Stets sprach er mit lauter Stimme. Nach seinen eigenen Angaben kam er aus dem KZ Sachsenhausen, wo die Gefangenen mit Schaufeln und Schubkarren in einem mörderischen Tempo arbeiten mussten. Sie standen dabei unter dem Kommando der Kapos, die der Gruppe der so genannten ‚Berufsverbrecher‘ angehörten und deren Machtausübung durch besondere Brutalität geprägt war.³⁶ Diese Kapos hatten Anspruch auf die Nahrungsmittelrationen der Mitglieder ihrer Kolonne, die während des Arbeitstages starben. „Daher sind täglich ein paar umgekommen“, versicherte uns Wenzel. Diejenigen, die einmal solche Torturen überlebt hatten, seien nicht mehr ‚kaputt zu kriegen‘. Diese hart gewordenen Männer – der Sanitätskapo war auch so einer – zeigten eine gewisse Geringschätzung gegenüber den schwachen Gefangenen. Unter ihnen waren viele ‚Muselmänner‘³⁷, die diese Behandlung nicht durchstehen konnten. Allerdings zeigten die Kapos ab und zu gewisse menschliche Züge. Wenn Wenzel das Büro der Bauleitung betrat und dort waren Deutsche anwesend, dann führte er eine regelrechte Szene auf. Er nahm Haltung an, knallte seine Hacken zusammen, riss die Mütze vom Kopf und brüllte irgend etwas in der Art von „Häftling Nummer soundsoviel meldet sich untertänigst und bittet um Gehör!“ – scheinbar eine feste Formulierung innerhalb des Konzentrationslagers. Während

er seinen Gruß herausbrüllte, sah er mit einem verachtenden Blick auf die Anwesenden herab, was alles andere als untertänig aussah. Er beendete das Schauspiel mit einem schiefen Grinsen – zumindest in meine Richtung. Bei der SS wird er wohl etwas anders geguckt haben. Wenn er ins Büro kam und ich war im Raum der einzige Anwesende, dann benahm er sich völlig normal. Allerdings sah er sich immer erst einmal gründlich um. Wir sprachen ganz normal miteinander, wenn auch immer nur sehr kurz.

Wenzel Dyba griff manchmal auf die Gestik der ‚Gangstersprache‘ zurück. ‚Aufpassen‘ zeigte er an, indem er mit dem Finger das Augenlid herunterzog. ‚Behaltet-ihn-im-Auge‘ signalisierte er mit einem Augenzwinkern. So benutzte er mehrere Zeichen, die ich mittlerweile vergessen habe. Es war auf jeden Fall sehr praktisch, um sich unter den gegebenen Umständen lautlos mitzuteilen.

Er reagierte völlig emotionslos auf den Tod eines jungen Kapos, eines Balletttänzers, der sich ‚in den Zaun‘ gestürzt hatte. Er ging auch nicht weiter darauf ein, als ich noch einmal nachhakte. Die Erklärung dafür kann sein, dass er diese Art von Ereignissen schon sehr oft miterlebt hatte – er hat in all den Jahren zahllos viele Menschen umkommen sehen. Es ist sogar möglich, dass es sich sogar um einen arrangierten Tod handelte, obgleich die Anstrengungen, die Rudi Gahde nach eigenen Angaben unternommen hatte, um den Strom abgeschaltet zu bekommen, dazu im klaren Widerspruch stehen. Nachdem der Aufseher weggeschickt worden war, sagte Wenzel: „Ich lasse mir doch nicht meine Leute kaputt hauen.“ Diese Reaktion, die unterschwellig seinen Anteil an der Versetzung der Aufseher erahnen lässt, kann auch Angeberei gewesen sein. Es ist aber auch nicht undenkbar, dass er auf



den Lagerführer Pump Einfluss ausüben konnte. Wenzel war intelligent, schlau und erfahren, während Pump primitiv und dumm war. Es bestand sogar die Chance, dass Pump durch Wenzel Dyba, der über alles im Lager Bescheid wusste, erpresst wurde.

Wenzel lief manchmal mit einem Stock umher. Ich habe ihn aber – soweit ich mich erinnern kann – nie einen Gefangenen schlagen sehen. Eher muss er als eine Art Statussymbol gewertet werden.

Der alte Mulder

Uns Studenten war er unter dem Namen ‚Alter Mulder‘ bekannt. Von den niederländischen Gefangenen im Streifenanzug war er derjenige, der uns am meisten auffiel und mit dem wir den intensivsten Kontakt auf dem Laagberg hatten. Erst später erfuhren wir, dass er Hendrik Laurens Mulder³⁸ hieß, am 20. August 1892 in Arnhem geboren worden war und 1944 daher schon 52 Jahre zählte. Ich bekam den Eindruck, dass Mulder bei der Gruppe niederländischer Gefangener als Autorität akzeptiert wurde. Er war einer der Ältesten, vielleicht sogar der Älteste. Wichtiger war aber wohl, dass er über Eigenschaften verfügte, die ihm einen natürlichen Respekt verschafften.

Bereits in seinem Zivilleben war er an körperliche Schwerstarbeit und an einfache Lebensverhältnisse gewöhnt gewesen. Dadurch war er abgehärtet und konnte die unmenschlichen Lebensumstände eines Konzentrationslagers besser aushalten als andere, die unter günstigeren Umständen aufgewachsen waren. Von seiner äußeren Erscheinung war er nicht sonderlich auffällig: kräftig gebaut, nicht groß, graues Haar, ein freundliches und offenes Gesicht sowie ruhige und

selbstbewusste Bewegungen. Er war an die schweren Grabungsarbeiten gewöhnt und führte sie effizient und ohne Kraftverschwendung aus.

Wir sprachen häufig, allerdings nicht lange miteinander, weil der Kontakt zu den Gefangenen streng verboten und dadurch gefährlich war. Die Gespräche durften daher nicht auffallen. Insbesondere der hinterhältige Schaper stellte eine Gefahr dar. Er tauchte aus dem Nichts auf und war eindeutig darauf aus jemanden anzuzeigen. Man lernte sehr schnell, wie man sich während eines Gespräches mit einem KZ-Häftling postieren musste – stets so unauffällig wie möglich. Eine Möglichkeit bestand darin, sich einander gegenüber zu stellen und sich dabei nicht oder nur kaum anzusehen, während man das Geschehen im Hintergrund im Auge behielt. Eine andere Aufstellung bestand darin, sich nebeneinander – allerdings mit der Rückendeckung einer Mauer oder ähnlichem – zu stellen. Man musste immer mit so wenigen Mundbewegungen und Gesten wie möglich auskommen. Ein Gespräch konnte niemals lange dauern.

So konnte ich diverse Male mit Mulder sprechen und erfuhr dabei seine Heimatadresse, die ich noch heute weiß: Keiser Ottostraat 11, Bussum. Diese Information gab ich an einen Studenten weiter, der in Bussum wohnte. Er stellte während eines Heimaturlaubs den Kontakt zu Frau Mulder her. Ferner erfuhr ich, dass Mulder zusammen mit seinem einzigen Sohn verhaftet worden war. Der Sohn wurde in Scheveningen hingerichtet, und Mulder selbst wurde in das KZ Neuengamme verschleppt. Ich hatte mich oft gefragt, welchem Beruf Mulder zuvor nachgegangen war – ich vermutete, dass er Lehrer oder etwas dergleichen sei. Irgendwann fragte ich ihn danach. „Harker“, antwortete er mir. „Harker?“ – „Ja, beim



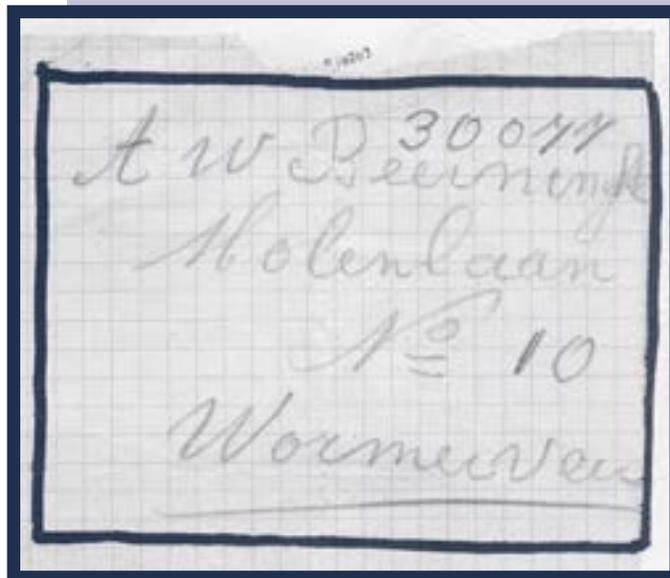
Asphaltieren wird Kies gestreut und der muss mit der Harke verteilt werden. Manchmal habe ich auch auf dem Müllwagen gearbeitet“, erklärte er.

Wir sprachen über Begebenheiten, die sich auf dem Laagberg zutrugen, über die internationale Lage und über die Verhältnisse innerhalb der niederländischen Gruppe im Lager. Er berichtete mir beispielsweise über die desolante körperliche Verfassung von Cor Rijnsent.

Wenn einer der Niederländer im Lager verstarb, dann steckte mir Mulder eine Karteikarte mit dessen persönlichen Daten zu: Name, Geburtsdatum und sofern möglich die Heimatadresse, um diese bis zur Befreiung aufzubewahren. Je näher ich Mulder kennenlernte, um so mehr bewunderte ich ihn. Unter diesen Umständen war er es, der uns ermunterte und uns Mut zusprach. Durch ihn habe ich gelernt, dass Herkunft, sozialer Status und Schulbildung völlig zweitrangig sind, im Gegensatz zu den angeborenen Qualitäten, die dieser Mann in einem so hohen Maße besaß. Er war ein großartiger Mensch, einer der ehrenwertesten, die ich jemals gekannt habe. Ich bewundere ihn immer noch sehr.

Der Zaun

Das KZ war von einem etwa zwei Meter hohen Zaun umgeben, der aus elf Reihen Stacheldraht bestand und unter Hochspannung stand. Weiterhin gab es dort Lampen, die bei Dunkelheit angeschaltet wurden. Allerdings wurden sie bei Fliegeralarm ausgemacht. Für den Tod im Zaun hatte man zwei – zynische – Umschreibungen. ‚In den Zaun gelaufen‘ meinte Selbstmord, während ‚in den Zaun gejagt‘ Mord bezeichnete. Der Unterschied war im Nachhinein nur schwer nachzuweisen. Das Ergebnis blieb in beiden Fällen traurig.



**Mitteilung über den Tod
von A. W. Beerning, 1944**

Meines Wissens ist dieser tragische Fall im Laagberg-Lager nur einmal vorgekommen. Es handelte sich dabei um einen jungen Deutschen, einen Balletttänzer aus Hamburg. Auf seinem Drilllichanzug trug er das grüne Dreieck, war also nach den Kategorisierungen der SS ein ‚Krimineller‘. Er war ein netter, groß gewachsener junger Mann, der ein freundliches und gepflegtes Auftreten hatte, aber für die herrschenden Umstände zu weich war. Was seine Missetat gewesen sein soll, hat er mir nie erzählt. Der Lagerälteste Wenzel kam ins Baubüro und sagte, dass der arme Kerl ‚in den Zaun gelaufen‘ sei. Sein Gesicht verriet nichts, obgleich ich das Gefühl hatte, dass es hätte ‚gejagt‘ heißen müssen. So etwas war aus ihm jedoch nie richtig herauszubekommen. In den Zeugenaussagen während des Prozesses gegen Callesen kam dieser Fall nicht zur Sprache, allerdings wurde über einen Polen gesprochen, der im Dunkeln ‚in den Zaun gelaufen‘ sein soll.



Unangemessenes Verhalten

Ein neuer Bewacher traf ein. Die Kapos wussten zu berichten, dass er ‚aus dem Osten‘ käme, um sich auf dem Laagberg ‚etwas zu erholen‘. Der Mann trug eine unübliche Uniform und war mit einem Karabiner bewaffnet, der kürzer als die Gewehre der gewöhnlichen Wachposten war. Bald nach seinem Eintreffen ereignete sich ein Vorfall. Ich lief über das Baugelände und befand mich in der Nähe der Baracke 4, als die Mittagspause zu Ende ging und die Häftlinge ausschwärmten, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Einige von ihnen huschten noch schnell an die Rückseite der SS-Küche, wo die Abfalleimer standen, und suchten darin nach Essbarem. Dies wurde von dem neuen Bewacher bemerkt. Er schritt auf die Häftlinge zu, und ehe auch nur jemand etwas tun konnte, holte er mit seiner Waffe weit aus und schlug mit dem Kolben auf den Kopf eines der Gefangenen. Das Opfer fiel zu Boden und blieb mit einer großen Kopfwunde regungslos liegen.

Dann geschah etwas sehr Ungewöhnliches. Es wurde totenstill auf dem Gelände. Jeder – gleich ob Häftling oder Zivilist, Deutscher oder Ausländer – sah sich das Drama an, und kam schweigend langsam auf den Tatort zu. In der Stille wirkte dies sehr bedrohlich. Der Lagerälteste und ein paar Kapos kamen angerannt und trugen das Opfer ins Lager. Der Bewacher blickte – nichts begreifend – um sich und wurde von allen ignoriert. Er schulterte seine Waffe und ging davon.

Opfer

Von unserem Lager aus verlief ein Weg am Rande des Hügels in die Stadt hinein. Das war die kürzeste Verbindung, und wir liefen sie häufig. Ungefähr auf der Hälfte des Weges führte



Die Baracke 7 („Block 3“) und der Zaun vom „Arbeitslager Laagberg, KL Neuengamme“, Mai 1945



Wachturm und rechts dahinter der Transformatorernturm für die stromführende Umzäunung, Mai 1945





Im Bild festgehaltene Erinnerung, 1945

der Pfad direkt am Zaun der SS-Unterkunft ‚Am Hohenstein‘ vorbei. Es handelte sich um hölzerne Baracken, von denen aus man einen weiten Blick über die Stadt hatte. Dort waren SS-Leute untergebracht, die – wie es hieß – eine technische Ausbildung in der Fabrik machten. Meinem Eindruck nach verfolgte die Standortwahl den Hintergedanken, dass die SS von hier aus im Notfall bereitstehen würden.

An einem schönen Tag lief ich wieder diesen Weg entlang. Innerhalb des Lagerzaunes sah ich einen kleinen Jungen im Gras. Er lag regungslos auf der Seite und hatte ein leichtes Lächeln um den Mund herum. Die Augen waren geschlossen. Er hatte ein bleiches, makelloses Kindergesicht, trug eine Mütze und war ein fein gekleideter Junge von vielleicht zwölf bis dreizehn Jahren. Dem Anschein nach war er nicht verletzt, aber völlig regungslos. Man konnte nicht einmal seinen Atem vernehmen. Warum lag er dort? War er tot? Was war mit ihm geschehen?

Auf dem Weg anhalten konnte man nicht – man wusste nie, wer einem hinter den dunklen Fenstern zusah. Das Gehen zu verlangsamen war gerade noch vertretbar. Man konnte dann ohne den Kopf zu drehen aus den Augenwinkeln hinüber blicken. Es konnte sich bei dem Jungen auch um einen Köder

handeln. Über den Zaun zu klettern, um nach ihm zu sehen, war ein absurder Gedanke und konnte für einen selbst lebensgefährlich sein. Was hätte man schon tun können? Man lief einfach weiter. Das Bild ist in meiner Erinnerung haften geblieben.

Ein kleiner Topf mit Essen

Die Kapos im Konzentrationslager waren überwiegend Deutsche. Sie trugen ein grünes oder rotes Dreieck auf ihrer gestreiften Häftlingskleidung und waren dementsprechend ‚Kriminelle‘ oder ‚Politische‘. Es gab unter ihnen einige, die bereits fast 12 Jahre inhaftiert und nicht mehr kaputt zu kriegen waren. Der ‚Sanitäterkapo‘ Robert war beispielsweise ein deutscher Kommunist und trug deshalb das rote Dreieck, ein gegerbter, nüchterner Mann. Ich sah ihn niemals lachen. Er kam nur selten aus dem Lager heraus, weil er innerhalb des umzäunten Geländes arbeitete. Eines Tages kam er zu mir ins Büro und fragte: „Du bist Holländer, gell?“ Ich antwortete „Jawohl“. Dann fuhr der Kapo fort: „Ich habe auch einen Holländer im Revier. Der geht kaputt, wenn er kein Essen bekommt. Mir macht das nichts aus. Kümmere dich darum!“ Er drehte sich um und ging davon.



Mit der Hilfe des gesamten Studentenlagers wurden daraufhin kleine Mengen Essen gesammelt: eine Messerspitze Butter, das sonntags beim Bauern als Entlohnung für Arbeitsleistungen erhaltene Ei, Essensreste aus dem Baubüro. Alles kam in einen kleinen Topf, der in meinem Zimmer auf dem Ofen erhitzt wurde, sofern dieser in Betrieb war. Roger Monroy, der tagsüber in meinem Zimmer zeichnende französische KZ-Häftling, trug den Topf in der Mittagszeit in das KZ-Lager und brachte ihn später sauber wieder zurück. Ich bin dem hilfsbedürftigen Niederländer Cor Rijnsent nur selten begegnet und habe nur ein vages Bild von der großen, skelettartigen Person vor Augen.

Nach dem Krieg suchte ich Rijnsent in Rotterdam auf, um seine Zeugenaussage zum Fall Callesen auf Bitten der dänischen Polizei aufzunehmen. Er war immer noch krank, doch als er erfuhr, um was es sich handelte, durfte ich sofort zu ihm kommen. Aus seinem Bett heraus begrüßte er mich enthusiastisch: „Henk, wie schön, dass du mich besuchen kommst.“ Trotz seiner Krankheit hatte er sich zu einem kräftigen Kerl entwickelt, den ich niemals wiedererkannt hätte, wenn ich ihm unerwartet begegnet wäre.

Flucht

Ernest Huber, einer der französischen KZ-Gefangenen, stieg eines Tages zum Kapo auf, vielleicht auch weil er Elsässer war und die deutsche Sprache gut beherrschte. Er trat sehr bedächtig auf und hatte einen aufmerksamen Blick – er war ein hoher Polizeibeamter.

Im September 1944 kam er auf mich zu und fragte, ob ich an einen Fahrplan der Eisenbahn gelangen könne. Es gab zu

dieser Zeit – soweit ich wusste – keine Fahrpläne für die Bahn mehr. Wenn sie dennoch erhältlich gewesen wären, so hätte deren Erwerb durch einen Ausländer sehr verdächtig gewirkt. Die Absicht des französischen Kapos war allerdings eindeutig. Ich antwortete ihm: „Monsieur, au moment c'est trop tôt, attendez s'il vous plait jusqu'au les Alliés ont passé le Rhin. Maintenant vous n'avez aucune chance (Mein Herr, im Moment ist es zu früh, warten Sie bitte, bis die Alliierten den Rhein überquert haben. Jetzt haben Sie keine Chance).“ „Vous avez raison (Sie haben Recht)“, sagte er und machte sich wieder davon. Man konnte keine langen Gespräche führen. Ich dachte weiter über die Sache nach, fand jedoch an dem Tag keine zufriedenstellende Lösung mehr.

Am folgenden Tag floh Huber zusammen mit dem polnischen Kapo Joseph. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht besser behilflich sein konnte. Aber was hätte ich tun können? Ich hätte sie bestenfalls vor den Kontrollen in den Zügen warnen können und im Nachhinein ging mir durch den Kopf, dass sie deutsches Geld benötigt hätten. Die Zeit zu ausgiebigen Überlegungen war aber vorbei und die SS wütete und verteilte Strafen. Es gab vereinzelt auch körperliche Züchtigungen und einen Strafappell für alle Häftlinge bis um Mitternacht.

Nach dem Krieg erhielt ich die Adresse von Huber und schrieb ihm. Ich bekam einen sehr netten Antwortbrief, in dem er mir keine Vorwürfe machte, sondern seine Wertschätzung zum Ausdruck brachte. Er beschrieb mir sein Schicksal, das ihn nach der Flucht ereilt hatte. Ihnen war nicht geglückt, bis nach Frankreich zu kommen, sondern sie wurden unterwegs aufgegriffen und kamen in ein Gefängnis, bis man entdeckte,



dass sie entflozene Häftlinge waren. Sie wurden daraufhin in das Strafkommando des KZs Neuengamme gebracht und von dort noch nach Bergen-Belsen verfrachtet. Sie waren mehr tot als lebendig, als sie von den Briten befreit wurden. Es grenzte an ein Wunder, dass die beiden überlebt haben.

Le Chat Botté (Der gestiefelte Kater)

Eine der auffälligsten Personen im KZ war Kapo Semsch, ein wahrer Phantast, der von den Franzosen ‚Le Chat Botté‘ (Der gestiefelte Kater) genannt wurde. Ich kann daher für den Wahrheitsgehalt seiner Geschichten nicht einstehen. Er erzählte, dass seine Familie in Jena eine Opel-Werkstatt betrieben hätte und dass seine Schwester eine Schauspielerin wäre. Er selbst sei Mitglied der SS gewesen. Gemessen an seinem Äußeren – er war der ‚perfekte Germane‘ – und auch dem Verhalten nach konnte dies durchaus zutreffen. Er benahm sich entsprechend der ‚Herrenvolk‘-Ideologie gegenüber den Südeuropäern und den ‚Muselmännern‘ fast wie ein ‚Herrenmensch‘. Er kam als ‚Krimineller‘ ins Konzentrationslager und trug das grüne Dreieck – allerdings hat er mir nie erzählt, was er verbrochen hatte. In den Prozessakten zum Fall Callesen steht, dass Semsch seine Geliebte umgebracht hätte.

Er war – wie alle Deutschen im Lager – ein Kapo. Er lief meistens in seinem Streifenanzug und mit langen Militärstiefeln weiträumig umher – daher hatte er auch seinen französischen Spitznamen. Er erzählte viele aufschneiderische Geschichten. Wegen seines dominanten Auftretens erwies er sich aber als nützlich, um schwierige Aufträge in der Fabrik zu erledigen. Semsch mochte diese Einsätze sehr und bettel-

te bei Döring regelrecht darum. Einmal ging er mit einem alten Wachsoldaten in die Fabrik. Nach seinen Angaben habe er den alten Soldaten vor der Tür einer Direktionssekretärin Wache stehen lassen, mit dem Auftrag niemanden hineinzulassen. Er selbst habe dann mit der Frau in ihrem Büro ausgiebig geschlafen.

Gegen Ende des Krieges machte Semsch die Bekanntschaft eines der russischen Mädchen, die ständig mit ihren Elektrowagen umherfahren. Stolz gab er bekannt: „Ich lasse sie zur Volksdeutschen machen und dann heiraten wir.“ Bei Döring und dem Bauleiter Berger bettelte er wie ein Kind um deren Anerkennung – jedoch ohne Erfolg. Beim Bau der Kläranlage war eine bestimmte Pumpe nicht mehr zu bekommen – zum Ende des Krieges war nichts mehr vorhanden. Semsch quengelte endlos, hinausgehen zu dürfen, um eine Pumpe zu suchen. Was andere nicht schafften, dass müsste ihm doch wohl gelingen. Er prahlte, dass er nötigenfalls in der Fabrik eine abmontieren würde. Das alles ging Döring dann doch zu weit, und er verweigerte ihm, das Lager verlassen zu dürfen. Semsch nahm es offensichtlich sehr schwer auf.

Kurz vor Kriegsende kam Semsch zu mir und fragte: „Kann ich einen Koffer mit ziviler Kleidung bei Dir unterbringen?“ Er war Gefangener und daher war das in Ordnung. Kurz darauf lag ein Koffer unter meinem Bett. Unmittelbar vor dem Abtransport der KZ-Häftlinge war dieser genauso unauffällig wieder verschwunden. Es würde mich nicht wundern, wenn Semsch in dem Chaos kurz vor dem Abmarsch der KZ-Häftlinge zum Bahnhof nach Fallersleben geflohen ist, sofern er dies nicht sogar schon vorher geschafft hat.



Roger Monroy

Roger, ein französischer Künstler, war ein Gefangener im KZ auf dem Laagberg. Ich denke, dass wir etwa gleichaltrig sind. Als Mitglied der französischen Resistance war er Anfang Mai 1944 verhaftet worden und kam über das KZ-Hauptlager Neuengamme am 31. Mai 1944 mit dem ersten großen Transport auf dem Laagberg an. Während seiner Gefangenschaft konnte er eine Menge in sein Tagebuch eintragen, das bis heute für die Geschichtswissenschaft besonders wertvoll ist.

Auf irgendeine Weise gelang es ihm, damit beauftragt zu werden, Porträts von den Deutschen zu zeichnen. Ob die Initiative dabei von der Bauleitung oder der SS ausging, weiß ich heute nicht mehr. Er benötigte aber einen Arbeitsplatz, um die Zeichnungen in Ruhe fertig zu stellen. Ich bot ihm mein Zimmer in der Baracke der Bauleitung an, sodass er dort tagsüber arbeiten konnte. Roger wurde ein täglicher Gast. Er konnte dort in Ruhe arbeiten und hatte es warm. Zudem gab es dort gar keine oder nur wenige Kontrollen, und außerdem bekam er ab und zu noch zusätzlich etwas zu essen. Die Hauptsache war aber, dass er in den kalten Wintermonaten nicht draußen arbeiten musste und somit geschützt war.

Als ich die Nachricht des Sanitätskapos erhielt, dass Cor Rijnsent für sein Überleben zusätzliches Essen benötigte, da nahm Roger in den Mittagspausen den gefüllten Essenstopf unter seiner Jacke ins Lager mit und brachte ihn später sauber wieder zurück. Wie lange dies andauerte, weiß ich nicht mehr. Aber ich glaube, dass uns diese Essensversorgung etliche Wochen bis zum Abtransport der Häftlinge am 7. April 1945 gelang.



Roger Monroy im Kreis
der Familie und Freunde

Roger lernte in dieser Phase Tony kennen, der eigentlich Antonio Dalle Molle hieß und die Zimmer der Bauleitung reinigte. Abgesehen von dem sorgfältigen Ausarbeiten der Zeichnungen nutzte Roger seine Anwesenheit in unserem Büro, um den Kontakt zu Tony zu intensivieren und ihm Französisch beizubringen. Sie wurden Freunde.

Während des Aufenthaltes in meinem Zimmer fertigte Roger u.a. eine großformatige Zeichnung seiner Vorstellungen von der Hölle an. Das Bild ‚L’Enfer‘ war eine Mischung aus Ironie, Humor, bitterem Ernst und Symbolik. Er zeichnete auf Pauspapier, und ich versteckte die Zeichnung dann abends in meinem Zimmer. Als er mit diesem Bild fertig war, begann er auch noch damit, ‚Le Paradis‘ zu zeichnen. Das Paradis wurde aber symbolischerweise nicht mehr fertig. Ich konnte ‚L’Enfer‘ aufbewahren und mit nach Hause nehmen.

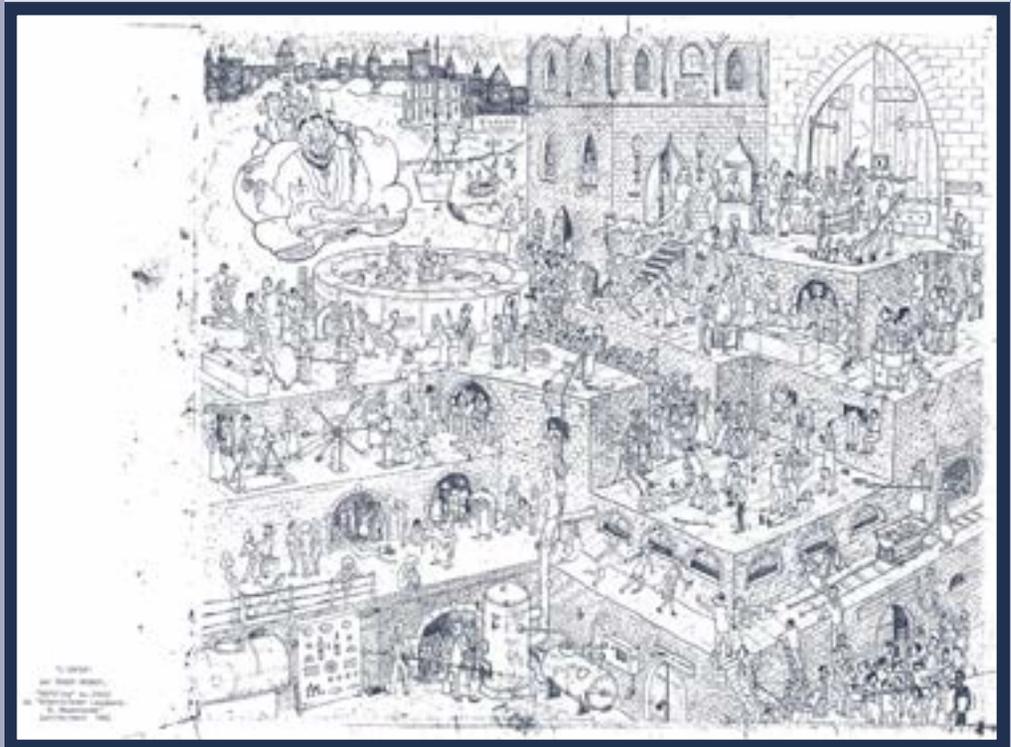
Jan Sporken, einer meiner früheren Zimmergenossen, war, wenn er Nachtdienst hatte, auch häufig tagsüber in meinem Zimmer. Er begegnete dort Roger und verfolgte die Entstehung des Bildes ‚L’Enfer‘. Jan war so aufmerksam, sich die



Roger Monroys Zeichnungen
aus Briefen an Henk 't Hoen



Erinnerungen an
gemeinsame Erlebnisse
auf dem Laagberg

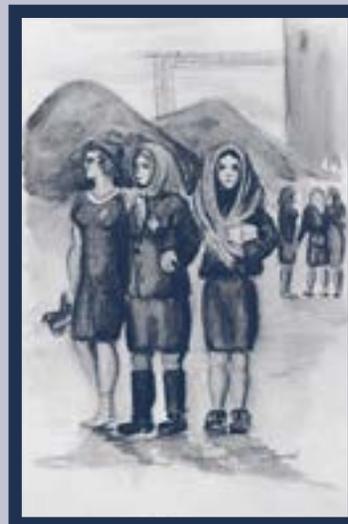


Die im Lager Laagberg
entstandene Zeichnung
„Hölle“ von Roger Monroy,
1945

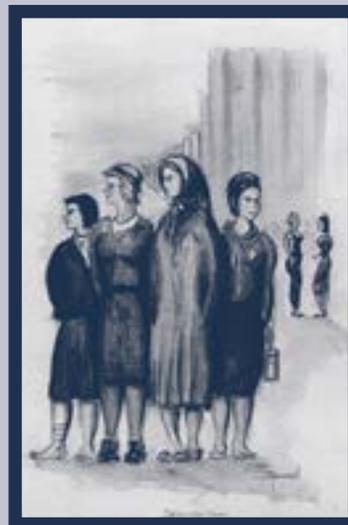
Heimatadresse von Roger zu notieren. Dadurch war es nach dem Krieg möglich, wieder Kontakt mit ihm aufzunehmen. Roger überlebte die schreckliche Fahrt vom Laagberg zum Lager Wöbbelin und den dortigen Aufenthalt bis zur Befreiung. Nach dem Krieg haben wir eine Zeit lang korrespondiert. Er war für mich auch die Kontaktperson zu der Gruppe ehemaliger französischer Gefangener, die mich um Hilfe bei der Fahndung nach Kriegsverbrechern baten. Später brach der Kontakt ab. Wir wurden alle durch andere Dinge gefordert: durch das Studium, die Arbeit, die Familie und die berufliche Laufbahn. Dies forderte unsere ganze Aufmerksamkeit. Allerdings haben Roger und ich nach 40 Jahren wieder Kontakt aufgenommen.

Tamara³⁹

Wir begegneten einander auf dem Laagberg – auf dem Weg, der am Baubüro vorbeiführte. Die Anwesenheit einer Frau auf dem Laagberg war selten und dies galt allemal für ein hübsches Mädchen. Ich grüßte sie. Sie ging kokett darauf ein. Wir plauderten ein wenig und verabredeten uns für ein Treffen in der Stadt. Tamara kam, soweit ich mich erinnere, aus Rostow, wo ihr Vater als Bergbau-Ingenieur arbeitete. An ihrer russischen Kleidung war zu erkennen, dass sie ein Stadtmädchen war und aus besserem Hause stammte. Sie sprach ein gutes Deutsch. Obgleich sie zu den ‚Ostarbeitern‘ gehörte, wohnte sie nicht im so genannten ‚Ostlager‘, sondern in der Stadt und trug das ‚Ost‘-Abzeichen nicht immer. Sie arbeitete als Zimmermädchen im Gästehaus der Fabrik. Dort wohnte sie zusammen mit einem anderen russischen Mädchen in einem Zimmer auf dem Dachboden, das sich direkt neben dem Treppenhaus befand.



„Déportées Russes“
von Robert Piganiol



„Déportées Russes“
von Robert Piganiol



Wie ich später von Tamara erfuhr, hatte im Gästehaus auch Dr. Tyrolt ein Appartement. Wenn er dort Gäste empfing, musste sie bedienen. Sie erzählte, dass unlängst ein niederländisches Ehepaar, das mit Antiquitäten handelte, zu Gast gewesen sei. Tamara kannte sogar deren Namen. Diesen habe ich jedoch mittlerweile vergessen, wie auch den Nachnamen von Tamara.

Wir konnten uns nach der Arbeit zwanglos treffen. Ich ging in die Stadt, wo wir uns dann zu einer abgesprochenen Zeit trafen. Wir spazierten umher, sprachen viel und küssten uns. Das genügte meinem Bedürfnis nach weiblicher Gesellschaft und Zärtlichkeit völlig. Aber Tamara wollte mehr. Sie wollte gleich Sex haben, wonach mir damals noch nicht zumute war. Ich wusste noch nicht einmal, ob ich sie überhaupt wirklich liebte. Ich dachte über mögliche Folgen nach – aber sie wischte die Bedenken mit einem ‚Jetzt ist Krieg‘ weg. Sie wurde sehr zudringlich, das machte mich verlegen. Ich war noch sehr grün.

„Ein Kind ...“, dachte ich naiv. Zudem wusste ich ja nicht einmal, wie ich an Verhütungsmittel kommen sollte. Sie war weiterhin sehr nett zu mir, gab mir Kosenamen, schmeichelte mir, bat mich häufig zu ihr zu kommen und bot mir auch an, meine Wäsche zu machen. Während wir an einem schönen Sonntag durch den Wald spazierten, setzten wir uns ins Gras, da Tamara eine Pause machen wollte. Sie trug Stöckelschuhe, mit denen sie nur schlecht vorankam. In dieser Situation wurde sie erneut eindeutig. Ich verlor die Selbstbeherrschung, und die Dinge nahmen ihren Lauf. Ich erschrak dabei vor mir selbst – und vor Tamara, die so unbekannt gierig war. „Mehr, mehr!“, stöhnte sie. Ich traute mich aber nicht mehr. Als wir danach Hand in Hand weiter spa-

zierten, stand ich tief unter dem Eindruck des Geschehenen. Für mich war es das erste Mal gewesen. Sie sagte ganz nüchtern: „Je öfter du es machst, desto mehr Lust verspürst du dazu. Du wirst es schon sehen.“

An einem Abend nahm sie mich mit nach oben in ihr Zimmer. Das andere Mädchen war nicht da. Tamara ließ die Tür zum Treppenhaus beinahe provokant offen stehen. Sie setzte sich auf ihr Bett und versuchte mich auf unterschiedlichste Weise zu verführen. Doch ich war zu besorgt. Die offene Tür zum Treppenhaus! In jedem Stockwerk gab es mehrere Türen zum Treppenhaus und auch neben ihrer Tür gab es noch eine weitere. Außerdem konnte das andere Mädchen jederzeit nach Hause kommen. Zudem beschlich mich das Gefühl, auf die eine oder andere Weise in eine Falle gelockt zu werden. Ich behielt daher meinen Mantel an und benahm mich schrecklich langweilig. Ich war völlig verkrampft. Schließlich ging ich weg und ließ Tamara erbost zurück.

Zur nächsten Verabredung kam nicht Tamara, sondern ihre Zimmergenossin. Diese gab mir meine Wäsche zurück und überbrachte mir die Nachricht, dass ich Tamara nicht mehr zu besuchen bräuchte. Sie fügte unvermittelt hinzu: „Tamara schlecht Mädchen, sie Kind wegmachen.“ Dann verabschiedete sie sich. Als ich ins Lager zurückkam, zerriss ich das Foto, das Tamara mir geschenkt hatte, und schmiss die Papierfetzen in den Ofen. Offensichtlich hatte sie mir doch etwas bedeutet. Später bereute ich, dass ich das Foto weggeworfen hatte, denn heutzutage kann ich mich leider an ihr Gesicht nicht mehr erinnern.

Kurze Zeit später sah ich Tamara wieder – in den Armen eines ukrainischen SS-Mannes. Sie standen auf dem Weg, der an der SS-Unterkunft ‚Am Hohenstein‘ entlang führte. Ich ging



auf dem schmalen Pfad ganz nahe an ihnen vorbei. Ob sie mich gesehen und erkannt hat, weiß ich nicht.

Das nächste Mal sah ich sie erst nach der Befreiung wieder. Sie lief mit einem Kind in einem altmodischen Kinderwagen umher. Ich begrüßte sie und erkundigte mich nach ihrem Wohlbefinden. Dann fragte ich: „Ist das dein Kind?“ „Ja, das ist mein Kind“, war ihre knappe Antwort.

Wenn ich heute an Tamara zurückdenke, dann habe ich das Gefühl, dass alles irgendwie arrangiert war. Ich habe mich oft gefragt, ob sie möglicherweise von Tyrolt gezwungen wurde Kontakte herzustellen. War sie vielleicht sogar eine Art Callgirl für das Gästehaus? Sie hatte ein Kind, das sie mir verheimlicht hatte und das nicht ständig bei ihr war. Dadurch war sie verletzlich und konnte erpresst werden. Was mich betraf, so konnte man mittels der Postzensur erfahren haben, dass die Beziehung zu Jytte beendet war. Man betrachtete mich möglicherweise als leichte Beute für eine Erpressung. Die Gruppe der niederländischen Studenten war allemal verdächtig und möglicherweise suchten die Deutschen nach Informationsquellen. Aber vielleicht bin ich auch zu misstrauisch und Tamara war nur ein Sex besessenes Mädchen, das ich mit meinem Verhalten enttäuscht habe.

Passanten

Am Ende des Krieges erlebte Deutschland eine regelrechte Völkerwanderung. Menschen irrten umher, die auf der Flucht oder von Zwangsevakuierungen betroffen waren. Aus dem Osten kamen sie in den Westen und aus dem Westen gingen die Menschen ostwärts. Wir befanden uns in der Mitte Deutschlands und sahen sie in beide Richtungen entlang ziehen. Aus den östlichen Gebieten flüchteten die Menschen vor

den Russen. Sie kamen mit Pferdefuhrwerken, auf denen sich Frauen, Kinder und alte Leute sowie diverses mitgeschlepptes Gepäck befanden. Wohin sie unterwegs waren, wussten sie nur grob – auf jeden Fall weg von den Russen. Des Nachts ratterten auf der Fallerslebener Straße Räder über das Pflaster, ein auffälliges Geräusch. Der Lagerführer sagte in seinem Büro zu Jan Schukking: „Jetzt sind sie da.“ Er glaubte die alliierten Panzer zu hören. Dieser Lärm sollte aber noch einige Tage andauern.

Aus dem Westen kamen Transporte mit KZ-Häftlingen, die zum Ende des Krieges endlos und in mörderischer Weise herumgeschleppt wurden. Bei dem geschwächten Zustand der Gefangenen führte dies bei vielen zum Tod. Wahrscheinlich wurden sie dieser Odyssee ausgesetzt, um sie ‚nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen‘.

Die Transporte waren von höchst unterschiedlicher Art. Am 2. April 1945 rollte ein Zug mit Güterwagen auf dem Gleisanschluss unterhalb des Laagberg-Lagers ein. Es stellte sich heraus, dass es sich bei den Insassen um weibliche KZ-Häftlinge handelte, die zuvor im Außenlager Porta Westfalica Zwangsarbeit verrichtet hatten.⁴⁰ Man ließ die Frauen auf dem Weg beim SS-Kommando Aufstellung nehmen, und Bewacher zogen auf. Bei den Wachen handelte es sich um Soldaten, die eine andere Uniform als unsere SS-Männer trugen. Das Grün war kräftiger. Zudem trugen sie einen zusätzlichen Umhang, der eine Kapuze hatte. Letzteres fiel auf, als plötzlich ein großer Platzregen losbrach. Es schüttete wie aus Eimern. Die Frauen rückten zusammen, um sich gegenseitig ein wenig zu schützen. Die Bewacher streiften ihre Kapuze über und trugen ihre Gewehre mit dem Lauf nach unten, was ich zuvor bei Deutschen noch nie gesehen hatte.



Mein ursprünglicher, in aller Eile ausgedachter Plan fiel im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser. Ich hatte mit ein paar Formularen von der Bauleitung bei der SS vorbeigehen wollen, um herauszufinden, ob vielleicht Niederländerinnen zum Transport gehörten. Unter diesen Umständen konnte man sich aber nicht unauffällig dem Ort des Geschehens nähern. Es regnete noch eine ganze Weile weiter und als es endlich aufhörte, waren die Frauen verschwunden. Sie hatten sich zur Fabrik weitergeschleppt. Das Bild der im strömenden Regen zusammengedrängten Frauen, die auch noch unter Bewachung standen, hat sich mir so eingeprägt, dass ich später eine Zeichnung davon angefertigt habe. Diese Zeichnung war viele Jahre nach dem Krieg der Anlass, dass ich einigen der ehemaligen Gefangenen im Hause von Tineke Wibaut begegnet bin.

Ein anderes Mal schreckten wir bei unserer Arbeit im Büro hoch, als eine Gruppe Menschen direkt an unserem Fenster vorbei lief. Es handelte sich um ein Strafkommando aus deutschen Soldaten. Wir konnten Uniformen von allen möglichen Untergliederungen der deutschen Wehrmacht sehen, auch vom Afrikakorps, der Luftwaffe usw. Es war eine kunterbunte Reihe Menschen, viele waren ohne Dienstabzeichen und Schulterklappen, ein Einzelner war verwundet und trug einen Verband. Die meisten waren sehr mager. Alle trugen militärisches Gepäck auf dem Rücken. Das Gros sah mit leerem Blick vor sich hin oder ins Büro hinein. Das war das geschlagene Deutschland, ein Vorbote dessen, was kurze Zeit später folgte. Ein Jahr zuvor hatten wir in ähnlicher Weise die Italiener als Gefangene der Deutschen kommen gesehen. Jetzt zogen die Deutschen selbst in gebrochener Haltung an uns vorbei.



Lohntransfer an die Eltern, August 1944

Einerseits bereitete es einem eine gewisse Genugtuung, jetzt einmal jemanden in der Rolle des Opfers zu sehen, der die verhasste Uniform trug. Aber auf der anderen Seite war einem auch bewusst, dass in diesen Uniformen Menschen steckten – Menschen, von denen einige vielleicht bestraft worden waren, weil sie so dachten wie wir. Wir sahen sie nur ein einziges Mal an uns vorbei ziehen. Dann verschwanden sie wieder aus unserer Wahrnehmung.

An einem anderen Tag liefen wieder ein paar Fremde bei uns entlang – in Garbadinemänteln und mit Filzhütten als Kopfbedeckung – auffallend unauffällig. Einer von ihnen öffnete die Tür zu unserem Büro, blieb dann aber im Türrahmen



stehen. „Staatspolizei!“, war sein knapper Gruß. Keiner antwortete ihm, jeder vertiefte sich nach einem kurzen Aufblicken demonstrativ in die Arbeit – auch die Deutschen. Jeder fühlte die eiskalte Spannung, die in der Luft lag. Der Fremde sah sich im Zimmer um, drehte sich um und ging mit einem „Heil Hitler!“ zur Tür hinaus. Die anderen waren schon weiter gelaufen.

Wir blieben weiterhin angespannt und beobachteten die folgenden Ereignisse. Einige Zimmer weiter gab es eine Elektrowerkstatt, wo ein paar französische Häftlinge unter anderem Radios reparierten. Dort war jederzeit ein Gerät intakt, mit dem englische Sender empfangen werden konnten. Tagsüber gab es dort die französisch sprachigen Übertragungen und abends die italienischen, niederländischen und die englischen Sendebeiträge. Das Kartenmaterial zum Nachvollziehen der Frontverläufe bekamen wir aus der dänischen Zeitung, die ich abonniert hatte. Die Karten waren unter dem Radiogerät versteckt. Die Gestapo-Männer fanden dies offensichtlich nicht heraus. Sie verschwanden so plötzlich wieder, wie sie gekommen waren.

Weihnachten 1944

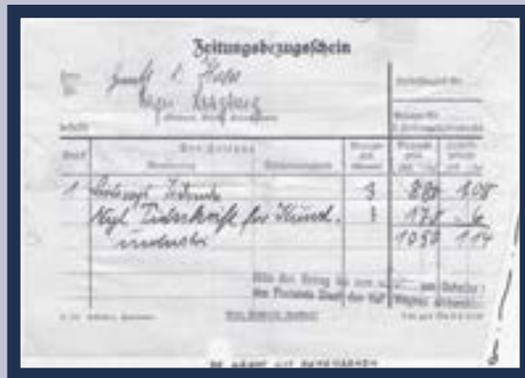
Der Krieg war auf seinem Tiefpunkt angelangt. Wir wussten, dass das Ende näher rückte. Allerdings wussten wir nicht, was wir noch zu erwarten hatten. Wir zogen in Erwägung, dass wir plötzlich abtransportiert werden könnten oder dass es bei uns zu Bombardierungen oder anderen Kriegshandlungen kommen könnte. Alles war denkbar. Man versuchte, sich auf etwas Unbekanntes einzustellen. Mein gepackter Rucksack stand griffbereit, und ich hatte mir einige Essensrationen als Notreserve aufbewahrt.



Fantasieweihnachtskarte, 1944

Die Berichte des englischen Radios unterrichteten uns über das Herannahen der Front – auch wenn uns der Vormarsch der Alliierten viel zu langsam erschien. Eine gewisse Unruhe entstand. Es gab Fluchtversuche aus dem KZ, wo eine panische Angst herrschte, dass die SS die Häftlinge noch auf Transport schicken könnte. Später zeigte sich, wie gerechtfertigt diese Angst war. Ein rauher Winter mit strengem Frost folgte, der für viele Menschen – insbesondere für die KZ-Häftlinge – noch zusätzliche Leiden mit sich brachte. An den Weihnachtstagen des Jahres 1944 erhielten wir zusätzliche Essensrationen aus der Fabrik. Außerdem hatten wir an den





Zeitungsbezugschein für
„Berlingske Tidende“

Feiertagen arbeitsfrei. Zu diesem Zeitpunkt kam die Post aus den Niederlanden nicht mehr bei uns an – erst recht nicht Sendungen aus dem befreiten Süden. Wir erhielten aber die Möglichkeit, Briefe über das Internationale Rote Kreuz zu verschicken, die sich allerdings auf 25 Wörter beschränken mussten. Von Jytte hörte ich nichts mehr. Aus Dänemark bekam ich jedoch merkwürdigerweise immer noch die Zeitung ‚Berlingske Tidende‘ zugeschickt, die ich abonniert hatte.

Kurz vor Weihnachten erhielt ich Post von meiner früheren Klassenkameradin Thea aus Kopenhagen: eine Weihnachtskarte mit einem Gruß, dazu einen Weihnachtsbaum aus Pappe, eine kleine Kerze und ein Foto von ihr. Ich musste kurz weinen. Dies war ein Blick in eine andere Welt, in die normale Welt anstatt in die Welt des rohen Wahnsinns, der uns tagtäglich umgab. Die Kerze und die Grußkarten warfen ein kleines Licht in die Dunkelheit.

Döring, der Architekt und Chef des Baubüros, lieh mir für Weihnachten das Radio aus dem Büro. „Das kann für etwas Ablenkung sorgen“, sagte er. Das war eine nette Geste von ihm. Bei dem Gerät handelte es sich um einen ‚Volksempfänger‘, auf dem man eigentlich nur deutsche Sender empfangen konnte. Döring konnte allerdings nicht wissen, dass uns ein paar Türen weiter in der Elektrowerkstatt ein ausgezeichnetes Radiogerät zur Verfügung stand, mit dem wir täglich den englischen Sendern lauschten. Das Gerät war in den Niederlanden geraubt worden. Ein Schildchen, auf dem ‚Heerenweg, Groningen‘ zu lesen war, klebte auf der Rückseite.

Am ersten Weihnachtstag – es war schönes klares Frostwetter – saß ich in meinem Zimmer und hatte den Volksempfänger laufen. Nach einer Zeit langweilte mich das übliche deutsche Geleier, und ich drehte an dem Knopf, um etwas Besseres zu finden. Plötzlich hörte ich zwischen dem Knistern und Knacken der Störsender jemanden etwas in niederländischer Sprache sagen. Ungestört erklang eine hohe und schrille Frauenstimme: „Landgenoten (Liebe Landsleute) ...“ Königin Wilhelmina hielt ihre Weihnachtsansprache. Es war unglaublich und zutiefst rührend. Ich hörte atemlos zu. Die Übertragung dauerte allerdings nur kurze Zeit, dann verschwand die Stimme und das störende Knistern begann wieder. Für einen Moment hatte ich ein Signal aus der anderen Welt vernommen. Es war ein Wunder, dass ich gerade zum richtigen Zeitpunkt den Knopf an die entsprechende Stelle des dummen Gerätes gedreht hatte, sodass ich zwischen all den Sendern ausgerechnet diese Übertragung empfangen konnte.



Neujahr 1945

Am Neujahrstag 1945 herrschte strahlend klares Frostwetter, bei dem man meilenweit alles scharf sehen konnte. Es muss etwa um die Mittagszeit gewesen sein, als ein Flugzeugdröhnen zu hören war. Fliegeralarm blieb jedoch aus. Wir schauten in die Luft. Von Ost nach West flog eine ungewöhnliche Formation deutscher Flugzeuge über uns hinweg. Die Luftwaffe hatten wir schon monatelang nicht mehr gesehen. Was wir nun am Himmel sahen, war eine bunt gemischte Ansammlung von vielen, auch bislang unbekanntem Flugzeugtypen. Ganz kleine Jäger waren darunter, deren Piloten man in ihren Cockpits erkennen konnte. Die Jagdflugzeuge flogen mit einem ungewöhnlichen, stoßartigen Antrieb. Man sah kurz eine Rauchwolke, die das Flugzeug anzutreiben schien, dann ein Stück schweben ließ und darauf folgte wieder eine antreibende Rauchwolke. In der Formation flogen auch große Jagdflugzeuge mit konstantem Düsenantrieb mit, die für die damalige Zeit etwas Unbekanntes waren. Daneben gab es noch gewöhnliche Propellerflugzeuge. Ich glaube mich daran erinnern zu können, dass auch ein großes mehrmotoriges Transportflugzeug hinterherdröhnte. Aber vielleicht war das bei einer anderen Gelegenheit.

Trotz der klaren Sicht sahen wir die Flugzeuge nicht lange, höchstens eine Minute. Sie verschwanden in westsüdwestlicher Richtung und kamen nicht wieder zurück. Sie müssen erst kurz zuvor aufgestiegen sein, denn sie bildeten trotz aller Unterschiede eine gewisse Formation. Nach dem Krieg wurde bekannt, dass dies die letzten Zuckungen der Luftwaffe gewesen sein müssen. Auf den Flughäfen der Alliierten im Westen

hat es vielleicht gerade wegen des Überraschungsangriffs erhebliche Schäden gegeben.

Tiefflieger

Es war Entwarnung gegeben worden, sodass man wieder an die Arbeit gehen konnte. Die Häftlinge in ihren blau-weiß gestreiften Anzügen mussten das KZ-Gelände verlassen und verteilten sich auf dem Baugelände. Ich lief in diesem Moment zusammen mit Marechiallo am hochgelegenen Waldrand am Lager vorbei, um zurück zum Baubüro zu gelangen. Wir blickten über das Gelände, als unsere Aufmerksamkeit auf einen Punkt dicht am Horizont gelenkt wurde. Der Punkt wurde schnell größer und nahm Formen an – ein einsames Jagdflugzeug auf der Suche nach Beute.

Das folgende Geschehen spielte sich in Sekundenschnelle ab, obgleich ich alles wie bei einem Film in Zeitlupe erlebt habe. Die Position des Flugzeugs veränderte sich weder vertikal noch horizontal. Es wurde lediglich schnell größer. Das Flugzeug strich dicht über uns hinweg. Einige Häftlinge winkten. Marechiallo ergriff dagegen meinen Arm und riss mich hinter einer Mauer zu Boden. „Il va tirare (Sie werden schießen)“, schnauzte er. Er wusste Bescheid, war er doch selbst Jagdflieger.

Erst jetzt veränderte sich die Bewegung des Objekts, das zuvor so geradlinig auf uns zugekommen war. Mit einem Ruck schoss das Flugzeug hoch und wir sahen dessen Unterseite. Es donnerte über uns hinweg und verschwand hinter dem Wald. Vielleicht erkannte der amerikanische Pilot gerade noch rechtzeitig die Streifenanzüge der KZ-Häftlinge und ließ seine Bordwaffen schweigen.



„Tiefflieger“ war die deutsche Bezeichnung für allein operierende Jagdflugzeuge. Sie waren wegen ihrer Angriffe auf Züge, Autos, Schiffe und dergleichen sehr gefürchtet. Im Drahtfunk wurden sie häufig ausdrücklich gemeldet. „Achtung, Tiefflieger im Raum ... Richtung ...“ Abgeschossene Piloten wurden mitunter von der Zivilbevölkerung umgebracht.⁴¹

Bombenangriffe

Es herrschte häufig Fliegeralarm. Die Flugzeuge flogen wohl in Richtung Berlin. Tagsüber sah man nichts außer Kondensstreifen am Himmel. In den Nächten leuchtete lediglich der Feuerschein der Motorabgasanlagen.

Das folgende Geschehen fand tagsüber bei klarem Wetter, blauem Himmel mit einigen Nebelstreifen und Schäfchenwolken statt. Marechiallo und ich waren wie immer bei Fliegeralarm zum Waldrand oberhalb des Laagberglagers gelaufen. Wir befanden uns dort in der freien Natur und konnten die Umgebung überblicken. Die Bäume gaben zudem etwas Schutz vor den Granatsplittern der Flakgeschütze.

Wir harrten dort bereits eine Zeit lang der Dinge, als hinter uns, also oberhalb des Waldes, ein anschwellendes Dröhnen erklang. Wir sahen nach oben. Wie eine große drohende Wolke kam eine ganze Formation Bomber angeflogen. Die Bombenluken waren geöffnet, und wir konnten in die Rümpfe der Flugzeuge sehen, was ein äußerst verrückter Anblick war. Ich sah Haltevorrichtungen, aus denen sich die Bomben lösten, die schräg nach unten fielen. Einige überschlugen sich, andere flogen ganz ruhig ihre Bahn und zogen

einen Kondensstreifen hinter sich her, wie ein gerade geborenes, aber sehr zielbewusstes Flugzeug.

Es herrschte ein unglaublicher Lärm. Die Flugzeugmotoren dröhnten. Es schienen endlos viele zu sein. Zwischen dem Motorenlärm hörte man das Pfeifen und Gurgeln der fallenden Bomben. Nach einer Weile hörte man ein unregelmäßiges Rumoren, das von dem Knallen der in einiger Entfernung am Boden explodierenden Bomben begleitet wurde. Die Bombenlast fiel keineswegs in unsere Richtung, aber man fragte sich unweigerlich, ob der Explosionslärm nicht doch immer näher heranrückte. Was auf uns noch herunterprasseln würde, konnten wir, bedingt durch den Wald, nicht absehen.

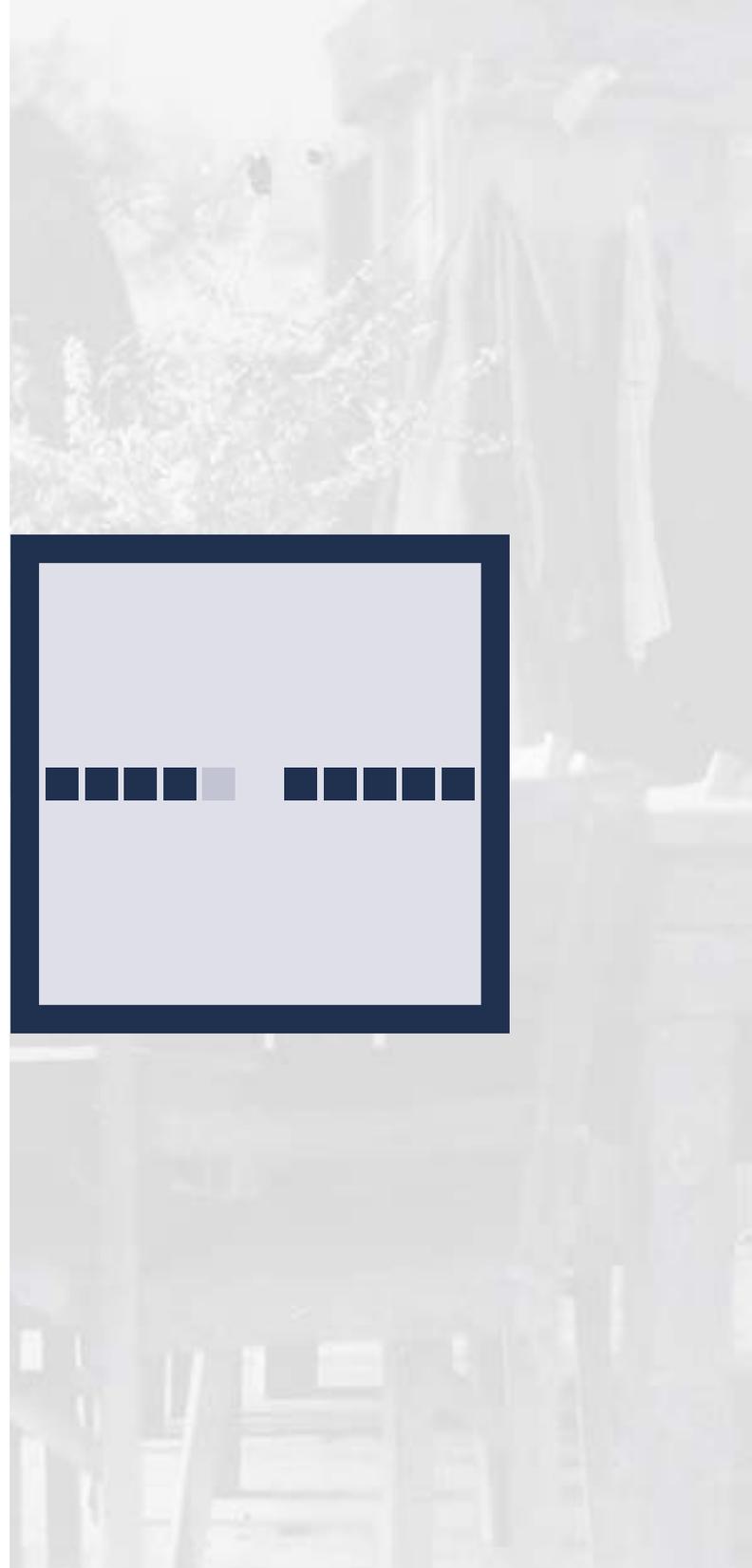
Beim ersten Anblick der Flugzeuge riss mich Marechiallo im Wald in eine Kuhle, in die wir zu zweit kaum hinein passten. Tatsächlich ragten wohl unsere Beine noch heraus. Natürlich suchte man vorrangig seinen Kopf zu schützen, indem man ihn praktisch in den Boden steckte. Allerdings bannte das Himmelsszenario meine Aufmerksamkeit dermaßen, dass ich mich nicht abwenden konnte.

Der aus großen Flugzeugen bestehende Verband schob sich langsam vorbei. Die Formation bewegte sich mit konstanter Geschwindigkeit und die einzelnen Elemente hielten ihren Platz innerhalb des Gefüges. Es sah aus wie eine große Anzahl Fische, die sich in einem Schwarm fortbewegten, wobei die Rumpfspitze des hinteren Flugzeugs nahezu den Schwanz des vorderen erreichten, zudem schienen sich die Flügelspitzen zu überlappen. Die Szenerie war von einem Blauschleier umgeben. Das ganze Bild wirkte unrealistisch und warf Fragen auf: Wie konnte es dennoch möglich sein?



Berührten sich die Flugzeuge nicht mit den Flügelspitzen? Trafen sich gegenseitig mit den herabfallenden Bomben? Ich wusste keine Antworten, aber man dachte in solchen Momenten über viele Dinge nach. „So macht man also einen Bombenteppich“, schoss mir beispielsweise durch den Kopf. Wie lange dauerte der Bombenangriff überhaupt? Die Zeit erschien einem endlos, auch wenn es wohl nur einige Minuten gewesen sein dürften. Bewusst habe ich das letzte Flugzeug nicht verschwinden sehen, sondern ich nahm lediglich wahr, dass der Angriff vorüber war. Wir waren noch benommen von der Anspannung und dem Lärm. Erst nach der Entwarnung verließen wir den Wald wieder, da man sonst nicht wissen konnte, ob vielleicht noch ein weiterer Angriff folgte.

Nach der Befreiung sahen wir uns das Ziel dieses Angriffs, ein Treibstofflager in Emen, an. Größere Schäden konnten wir nicht feststellen. Vielleicht waren die Tanks seinerzeit leer, sodass es zu keinen größeren Explosionen gekommen ist. Wir bemerkten, dass lediglich ein Tankbehälter an der Oberseite ein großes ausgefranstes Loch hatte. Ansonsten sah er unbeschädigt aus.



Gewonnene Freiheit und Heimkehr

Die Befreiung

Die Alliierten drängten in Radioübertragungen darauf, dass sich die ausländischen Personen in Deutschland, die so genannten ‚displaced persons‘, in Gruppen zusammenfinden und aus ihrer Mitte einen Vertreter bestimmen sollten, der im Namen der Gruppe Kontakt zu den alliierten Streitkräften aufnehmen sollte. Da ich im Lager Laagberg arbeitete, wo wir Studenten auch wohnten, und ich zudem die Möglichkeit besaß, täglich Radio zu hören, lag es nahe, mich zum Vertreter des Studentenlagers zu bestimmen. Die anderen dort wohnenden niederländischen Zivilarbeiter waren nicht organisiert und wurden daher ebenfalls von mir vertreten. Unsere Befreiung vollzog sich in zwei Etappen. Die amerikanischen Truppen erreichten am 10. April 1945 Fallersleben und zogen weiter bis zur Elbe. Die ‚Stadt des KdF-Wagens‘ ließen sie dabei links liegen. Später stellte sich heraus, dass die Stadt in den Generalstabskarten der Landstreitkräfte nicht verzeichnet war.⁴²

Damit befanden wir uns im befreiten Territorium, aber in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 rollte noch eine deutsche Einheit, Teile der Panzerdivision ‚Clausewitz‘, von Norden heran, um sich im Harz mit den dort eingeschlossenen SS-Truppen zu vereinigen.⁴³ Sie überquerten den Mittel-landkanal über die westlich von uns gelegene Brücke bei Fallersleben. Die aufflackernden Kämpfe machten einen Höllenlärm, der nicht gerade beruhigend wirkte. Wir sahen Leuchtspurmunitien, die in der Dunkelheit Lichtstreifen zog.



Bekanntmachung der Alliierten an die ehemaligen Zwangsarbeiter, April 1945



Die ersten Einheiten der 9. amerikanischen Armee, April 1945



Die provisorischen Panzersperren stehen offen, April 1945



Die amerikanischen Kolonnen rollen an der Fabrik vorbei



Sowjetische Zwangsarbeiter begrüßen bei Fallersleben ihre amerikanischen Befreier

Ein Panzerfahrzeug wurde dabei vom Feuer erfasst. Der Anblick glich aus der Entfernung einem Fegefeuer. Zum Morgen hin wurde es wieder ruhig.

Doch zunächst möchte ich noch einmal zu den Ereignissen am Morgen des 11. April 1945 zurückkommen. Ich wusch mich gerade und stand in meinem Zimmer völlig nackt am Waschtisch, als es an der Tür klopfte. Einer unserer Italiener steckte den Kopf ins Zimmer herein und sagte: „Signor 't Hoen, es sind Amerikaner hier.“ Ich antwortete: „Lass sie hereinkommen. Ich werde mich anziehen und dann zu ihnen gehen.“ Durch den Türspalt sah ich einige junge Kerle stehen, die enorme Helme trugen. „Sie warten hier draußen“, meldete der Italiener und schloss die Tür hinter sich. In Windeseile war ich fertig angezogen und ging hinaus. Dort stand eine Patrouille von sechs oder sieben Mann. Deren Wortführer fragte mich, ob ich Englisch sprechen könne und den Weg nach Fallersleben wüsste. „Selbstverständlich“, sagte ich in klarem Englisch. „Der Weg verläuft hier entlang und dann musst Du nur geradeaus laufen, dann bist Du schon da.“ Ich wies ihn bei meinen Ausführungen zu einer Ecke auf dem Baugelände. Allerdings wollte er, dass ich mitkäme und so marschierten wir im Gänsemarsch los. Ich lief dabei neben dem Wortführer. Welchen Dienstrang dieser hatte, weiß ich nicht mehr.

„Wenn Ihr auf der Suche nach flüchtigen Deutschen seid, dann müsst ihr Euch mal die verlassene Flakstellung rechts des Weges ansehen“, sagte ich und zeigte auf die Stellung am Hageberg. „Sofern sie sich in der letzten Nacht in der Umgebung versteckt haben, dann besteht eine große Chance, sie dort zu finden“, fügte ich hinzu. Die Amerikaner sahen mich zwar interessiert an, blickten jedoch wenig begei-



stert in die gezeigte Richtung und gingen dann weiter in Richtung Fallersleben. Der Ort war umringt von Halbkettenfahrzeugen, deren Waffen in die Umgebung gerichtet waren. Zu meiner Enttäuschung wollte sich die Gruppe am Ortszugang von mir verabschieden, ich ging dann doch noch mit nach Fallersleben hinein. Dort wimmelte es von US-Soldaten. Allerdings sah ich nirgends ein Hauptquartier, wo ich hätte Kontakt aufnehmen können. Die amerikanische Patrouille war unterdessen auch verschwunden. Als ich wieder zum Laagberg zurücklaufen wollte, begegnete mir ein aufgebracht Amerikaner, der mit seinem aufgepflanzten Bajonett den Weg freihalten wollte. Er kam auf mich zu, setzte mir das Bajonette auf den Bauch und schrie irgend etwas wie: „Damned jerries (Verdammter Deutscher)“. Etwas naiv antwortete ich ihm lachend: „Man, I am your ally, I am Dutch“ (Mensch, ich bin Dein Verbündeter, ich bin Niederländer). Offenbar hatte er sich durch die Ähnlichkeit von ‚Deutsch‘ und ‚Dutch‘ irritieren lassen, denn er schrie und drohte weiter. „I am from Holland (Ich komme aus Holland)“, insistierte ich. „Say Hollander then, damn it, not Dutch (Dann sag Holländer, verdammt noch mal, nicht Niederländer)“, sagte er, nahm das Bajonett weg und ließ mich durch.

Ob der folgende Vorfall an diesem Tag passierte oder am 21. April 1945, ist mir nicht mehr im Gedächtnis. Jedenfalls war der Strom auf dem Laagberg ausgefallen, nachdem die überirdischen Leitungen offensichtlich zerschossen worden waren. Ein paar junge Niederländer, die einen Kübelwagen organisiert und mit den niederländischen Farben bemalt hatten, fuhren mich nach Fallersleben, wo ich den Wohnsitz des örtlichen Geschäftsführers des Elektrizitätswerks kannte. Ich klingelte dort. Die Tür wurde von einem sehr hübschen

jungen Mädchen mit großen dunklen Augen geöffnet. Der Vater zog sie sofort nach hinten und schickte sie zurück ins Haus. Der Vater hörte sich meine Ausführungen an, äußerte Verständnis, beteuerte aber dann, dass er keine Leute für Reparaturen habe. Er wolle trotzdem sehen, ob sich etwas machen ließe. Das gelang offensichtlich, denn kurze Zeit später hatten wir wieder Strom.

An einem Tag kurz nach dem 12. April 1945 erhielten wir die Nachricht, dass in der ‚Stadt des KdF-Wagens‘ ein amerikanisches Büro eingerichtet worden war. Ich ging daher gleich am nächsten Morgen dorthin, um Kontakt aufzunehmen. Es stellte sich heraus, dass sich die Amerikaner in einer alten Villa am Schachtweg eingerichtet hatten. Im Gebäude waren zahlreiche amerikanische Soldaten und es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Ich betrat das Haus und nahm im Wartezimmer Platz, das sich in der Diele befand. Ich hatte mich kaum hingesetzt, als ein großer hagerer Leutnant aufgeregt hereinstürzte. „Anybody here who can speak English (Ist hier jemand, der Englisch sprechen kann)?“, fragte er. „I do (Ich kann es)“, sagte ich. Er seufzte: „Thank God. Come along with me (Gott sei Dank, komm mit mir).“

Ich wurde in ein Nebenzimmer geführt und neben Leutnant Baron an einen Tisch gesetzt. Ich musste daraufhin am laufenden Band in deutscher, französischer, italienischer, niederländischer und englischer Sprache dolmetschen, bis ein Russe eintrat, der lediglich Russisch sprach. „Don’t you speak Russian (Sprichst du kein Russisch)?“, fragte mich Baron und hakte nach: „Why not (Warum nicht)?“

Zur Mittagszeit nahmen die Amerikaner ihren Lunch ein. Alle Besucher wurden aus dem Haus geschickt und die Türen geschlossen. Ich konnte bei ihnen mitessen. Erst da fiel ihnen





Armbinde der Militärregierung mit den niederländischen Farben, April 1945



Obstbäume am Klieversberg in Frühlingsblüte, April 1945

ein, dass ich meinerseits vielleicht gekommen sei, um etwas zu fragen. Sie wollten außerdem gleich von mir wissen, ob ich nicht für sie als Dolmetscher tätig sein wolle. Ich erläuterte ihnen mein Anliegen und erklärte, dass ich nichts lieber wolle, als mich endlich für die eigene Sache nützlich zu machen.

Ich trat also die Position als Dolmetscher beim DP-Team 16 an, das unter der Führung von Captain Henry L. Lee und dessen Stellvertreter Leutnant Carl C. Baron stand. Ich erhielt eine Armbinde mit den Buchstaben ‚A.M.G.‘ (Allied Military Government) und ein Militärshirt, auf dem ich eine Kokarde mit den niederländischen Nationalfarben anbringen musste. Im DP-Büro hatten auch einige Soldaten mit niedrigeren Rängen zu tun. Menschen aus verschiedenen Armeeeinheiten kamen und gingen. Unter den Leuten des DP-Teams 16 war eine besonders auffallende Person, ein Texaner. Er trug eine enorm große Pistole in einem Halfter. Immer

wenn er außerhalb des Büros zu tun hatte, band er zwei Riemen um sein Bein, um das Halfter an der richtigen Stelle zu halten. Er war Fahrer eines Jeeps, den er so lenkte, als wäre es ein wildes Pferd. Als wir einmal wegen aufflackernder Krawalle in die Stadt fahren mussten, konnte ich noch gerade auf die Ladefläche springen, bevor er mit Höchstgeschwindigkeit und heulendem Motor davonfuhr. Als wir dann bei den aufgebracht Leuten ankamen, schaltete er sogleich in den Rückwärtsgang, setzte mit heftigem Knallen zurück, und der Jeep kam quietschend zum Stillstand. Der Auflauf – Russen verprügelten einen verhassten Deutschen – verlief sich daraufhin sofort, und zwar ohne dass geschossen werden musste. Der Texaner grinste.

Ziemlich bald schon wurde die Zahl der Dolmetscher erhöht. Zwei deutsche Frauen und ein junger Mann, die allesamt in den USA gelebt hatten, meldeten sich und kümmerten sich um die deutschen Hilfesuchenden. Die Ausländer kamen





Ärmelaufnäher der 5th Armoured Division, April 1945

weiterhin zu mir. Mir fiel schnell auf, dass die deutschen Mitarbeiter sehr unkompliziert und flott Passierscheine an Deutsche ausgaben, die damit irgendwohin umziehen konnten. Ich sprach Captain Lee auf diesen Sachverhalt an und fragte ihn, ob dies in seinem Sinne wäre. Man könnte ja nie wissen, ob unter diesen Deutschen nicht auch verdächtige Personen wären, die sich aus dem Staub machen wollten. Ich fragte Captain Lee, ob es nicht eine Kontrolle dafür geben müsste. Ich fragte ihn weiter, woher er denn beispielsweise ohne eine derartige Kontrolle wisse, dass er mir und meiner Arbeit vertrauen könne. Er antwortete mir, dass ich ihm schon allein durch diese Nachfrage gezeigt hätte, dass er mir vertrauen könne. Er werde in der erörterten Angelegenheit in Zukunft sorgfältiger Acht geben.

Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, dass sich die beiden Frauen auch des Nachts verdingten. Während die Ältere von beiden dem Aussehen nach eine Dame war, wirkte die jünge-

re Frau dagegen mehr wie ein Flittchen. Sie sagte mir einmal: „Ich habe schon ein Kind von einem Dänen und von einem Franzosen. Dazu scheint mir ein weiteres Kind von einem Amerikaner ganz gut zu passen.“

Über die mir unbekanntem Niederländer, die sich zur Repatriierung, also zur Rückführung in die Heimat, meldeten, führte ich Buch. Ich notierte mir Namen, Anschrift, Heimatadresse in den Niederlanden, Geburtsdatum und Geburtsort. Wie beiläufig fragte ich sie, ob sie vielleicht Mitglied der N.S.B. (Nationaal-Socialistische Beweging der Niederlande),⁴⁴ im Landstorm Nederland,⁴⁵ der SS oder dergleichen gewesen seien. Sofern dies der Fall war, wurde dieser Hinweis mit einem Farbstift in meinen Unterlagen festgehalten. Das Gleiche galt, wenn ich das Gefühl hatte, es müsste bei jemandem noch etwas überprüft werden. Abends auf dem Laagberg übergab ich die Notizen an Jan Schukkink, der für unsere Verwaltungstätigkeiten zuständig war und eine Kartei führte, die in die Niederlande mitgenommen werden sollte.

Einige dieser Gespräche waren geradezu rührend. Ein blutjunges niederländisches Paar kam verlegen zu mir, um die Repatriierung zu beantragen. Ich notierte ihre Daten. Bei der Frage nach der Mitgliedschaft begann das Mädchen zu weinen und erzählte, dass sie beim Jeugdstorm gewesen wären. „Was meinst Du, werden wir dafür hart bestraft?“, fragte sie mich. Ich antwortete, dass ich diesbezüglich nichts wusste, aber mir nicht vorstellen könne, dass die Mitgliedschaft allein zu einer harten Strafe führen würde. Ich fügte einschränkend hinzu: „Wenn Ihr nichts Schwerwiegendes angestellt habt.“⁴⁶ Sie verließen Hand in Hand das Büro, und ich habe sie danach nie mehr wieder gesehen.



Es ereigneten sich auch lustige Zwischenfälle. Ich saß einmal neben Captain Lee am Tisch, als ein Deutscher in einer mir unbekanntem Uniform das Zimmer betrat, um sich zu melden. Die Uniform bestand aus einer schwarzen Hose, einer blauen Uniformjacke, einer schwarzen Gefechtmütze und einer großen Pistole, die er an seinem Gürtel trug. Er knallte seine Hacken zusammen, streckte den rechten Arm heraus und brüllte „Heil Hitler!“. Captain Lee wurde im Gesicht zornesrot, schwieg eine Weile und sagte dann zu mir: „Tell that damned fellow never to say that again (Sag diesem verdammten Typen, dass er das nie wieder sagen soll)!“

Täglich trafen bei uns amerikanische Soldaten von anderen Armee-Einheiten ein. Einmal kam eine Ordonanz herein, schlug die Hacken zusammen, stand stramm und erstattete dem Captain Meldung. Dieser dankte ihm. Daraufhin warf die Ordonanz den Helm auf den Tisch und setzte sich zu dem Captain. Er legte dabei seine Füße auf einen Stuhl und begann ein ungezwungenes Gespräch, wobei beide sich mit dem Vornamen ansprachen.

Eines anderen Abends öffnete sich die Tür und ein kleiner, aber sehr stämmiger Amerikaner mit einer Gefechtmütze auf dem Kopf trat ein. Er erzählte mit tiefer Stimme und einem beinahe unverständlichen Südstaatendialekt, dass er zu den soundsovielten ‚Railroad Engineers‘ gehöre und einen ganzen Zug voller Benzinkanister auf dem Bahnhof stehen habe. Er fragte, ob eine Bewachung für den Zug gestellt würde, da er in der Nacht nicht weiter fahren könne. Captain Lee regelte die Angelegenheit mit dem Kommandanten der ehemaligen russischen Kriegsgefangenen. Kurze Zeit später marschierte eine Gruppe Iwans, die mit Gewehr und Bajonett bewaffnet waren, zum Bahnhof.

Damals verrichteten in der Stadt zwei deutsche Ärzte ihren Dienst: Dr. Ohl, der einen sehr schlechten Ruf hatte und den Spitznamen ‚Schlachter‘ trug, sowie Dr. Körbel, der sich – was immer man sonst über ihn sagen mochte – als Arzt gegenüber uns niederländischen Studenten jederzeit korrekt verhalten hat. Ich sah Dr. Ohl zum amerikanischen DP-Büro kommen und zum Zimmer von Captain Lee gehen. Ein ehemaliger französischer Kriegsgefangener, der im Korridor stand, sah ihn ebenfalls und sagte auf Deutsch zu ihm: „Sie leben auch noch, Dr. Ohl?“ Ohl ging unbeirrt weiter.

Als er wieder gegangen war, fragte ich den Captain, weshalb Dr. Ohl gekommen sei. „Er hat Anzeige gegen seinen Kollegen wegen dessen Mitgliedschaft in der SS eingereicht“, sagte er mir. Als ich diesen Vorfall am Abend auf dem Laagberg berichtete, entstand eine heftige Aufregung. Man fragte sich, wie ‚dieser Schuft das wagen‘ könne. Die niederländischen Studenten verfassten eine entlastende Erklärung für Dr. Körbel und gaben ein vernichtendes Urteil über Dr. Ohl ab. Beide Schreiben wurden den zuständigen amerikanischen Stellen zugeleitet. Was mit Dr. Ohl geschehen ist, weiß ich nicht. Körbel wurde wegen der in Rügen umgekommenen polnischen und russischen Kindern zum Tode verurteilt und exekutiert.⁴⁷

Ein anderes Mal ging ich mit Leutnant Baron zur Zentralküche der Fabrik. Wir mussten irgend etwas wegen der Nahrungsmittelplanung in der Stadt regeln. Ich sah dort eine Frau, die sich sehr schlecht gegenüber den italienischen Militärinternierten und den KZ-Insassen verhalten hatte. Ich sprach sie darauf an und sagte ihr, dass sie ins Krankenhaus gehen müsse, wo ein paar ehemalige KZ-Gefangene, lebende Skelette, gepflegt würden. Sie solle sich dort mit eigenen





Françoise Chanchat,
Mai 1945

Augen ansehen, welche Schuld sie auf sich geladen habe. Ich packte sie am Arm, aber sie sträubte sich heftig und fing an zu schreien. Leutnant Baron schätzte die Situation nicht richtig ein und sagte, ich solle sie laufen lassen. Es half nichts, dass ich ihm die Angelegenheit auseinandersetzte und darauf verwies, dass mein Vorhaben eine erzieherische Wirkung haben könne.

Anderntags nahmen wir eine Hausdurchsuchung bei einem alten Koch vor. Der Mann selbst war nicht zu Hause, sondern arbeitete im Volkswagenwerk. Es handelte sich um eine muffige Wohnung, in der viele Sachen herumlagen. Baron stöberte an verschiedenen Stellen in den Sachen herum, bis ich ihn fragte, was er eigentlich suche. Es stellte sich heraus, dass er auf der Suche nach Waffen war. Aber seine Suchmethode war wenig Erfolg versprechend. Auf einem Nachtschrank stand ein Militärfernrohr, das Baron achtlos an sich nahm und mir mit den Worten gab: „Take it, it's yours (Nimm es, es gehört Dir).“ Ich protestierte, denn schließlich handelte es sich um Privateigentum. „He has stolen it himself from his army, keep it (Er hat es selbst bei seiner Armee gestohlen, behalt es)“,

kommentierte Baron meine Äußerung. Seither besitze ich ein deutsches Artilleriefernrohr. Waffen fanden wir aber nicht. Ein Team der United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) traf ein, dem auch ein paar französische Damen angehörten. Mit der jüngsten von ihnen, Françoise Chauchat, schloss ich eine herzliche Freundschaft. Wir waren etwa gleichaltrig. Vielleicht war sie auch etwas älter als ich. Das hübsche dunkelhaarige Mädchen mit ebenso dunklen Augen kam aus Versailles. Wir unternahmen viel und arbeiteten häufig zusammen. Abends nach dem Essen spazierten wir oft ein wenig umher.

Als ich sie küssen wollte, lehnte sie freundlich, aber bestimmt ab. „Non, non, pas encore (Nein, nein, noch nicht).“ Ich habe es nie wieder versucht, auch nicht während des Abschieds anlässlich meiner Repatriierung, obwohl dieser sehr emotionsgeladen war. So blieb es bei ein paar Handküssen kurz vor der Abfahrt meines Zuges aus dem Waggon heraus. Sie schrieb allerdings schon zwei Tage nach meiner Abfahrt den ersten von einigen weiteren Briefen. Ihnen war zu entnehmen, dass sie unsere Begegnung auch nicht unberührt gelassen hatte. Für mich war es eine schöne, unkomplizierte Befreiungsromanze. Ich hoffe, dass es auch für sie etwas ähnliches gewesen ist.

Sig

Die Befreiungsperiode brachte neue Bekannte und Freunde. Mit einigen sind dauerhafte Kontakte entstanden. Zu anderen brach der Kontakt ab, weil die Adresse verloren ging oder die Menschen nach ihrer Rückkehr neue Tätigkeiten aufnahmen und ihren Wohnsitz änderten.

Einen will ich hier erwähnen: Sigmund G. Eisenscher, genannt





Der amerikanische
Freund Sig, Mai 1945

Sig. Sig war US-Militär, Corporal im Combat Command A (CCA) der 5th Armoured Division, der Einheit, die uns befreite, aber gleich durchstürmte zur Elbe. Er war Jeep-Fahrer, Assistent und Sekretär des CCA-Chirurgen, Major Alex Zarchy. Ich lernte ihn während meiner Dolmetschertätigkeit beim DP-Team 16 kennen, als Maj. Zarchy und Capt. Lee eine Besprechung hatten, bei der wir nicht benötigt wurden. Wir sprachen viel miteinander und tauschten Erfahrungen und unsere Adressen aus. Sig war 11 Jahre älter als ich, überzeugtes Mitglied der Kommunistischen Partei der USA und wollte deshalb gegen die Nazis kämpfen. Darin waren wir uns einig. Unsere politischen Überzeugungen waren verschieden, nahezu entgegengesetzt. Das hinderte uns aber nie, einander zu respektieren und bis zu seinem Tod Freunde zu bleiben.

Kurz nach meiner Heimkehr schrieb ich ihm über meine Enttäuschung über unsere Behandlung in der Heimat, über den teilweise offen geäußerten Kollaborationsverdacht. Sig antwortete sehr bedacht und weise und verwies darauf, dass

auch viele US-Soldaten nach ihrer Rückkehr Schwierigkeiten hätten. Dies betraf ihn schließlich auch. Nach einiger Zeit endete der Briefwechsel plötzlich. Zunächst fiel mir das nicht auf. Es gab so viele andere Sachen, die meine Aufmerksamkeit benötigten. Erst viel später erfuhr ich, dass Sig in der Zeit der amerikanischen Hexenjagd unter Senator MacCarthy untergetaucht war und von seiner Familie getrennt lebte und arbeitete. Er brach alle schriftlichen Kontakte ab, um die Empfänger nicht zu gefährden.⁴⁸

Das Schweigen dauerte für mich bis 1989. Damals fing ich an, meine Erinnerungen an die Kriegszeit aufzuschreiben, und mein Briefwechsel mit Sig fehlte mir dabei. Nun gibt es in den USA kein Einwohnermeldeamt wie hier in Europa, also: wie findet man ihn dort? Mein Wolfsburger Freund Fred W. Rauskolb half mir, indem er Telefonbücher auf den Namen Eisenscher durchsuchte. In Milwaukee, dem letzten Wohnort, den ich kannte, fand er einen Bruder von Sig. Danach war die Adresse von Sig schnell ermittelt, und wir nahmen unsere Korrespondenz wieder auf.

Mich rührte, dass Sig meine ersten, kurz nach der Heimkehr geschriebenen Briefe noch aufbewahrt hatte. Er schickte mir Kopien, und ich wunderte mich über meine damalige Enttäuschung nach der Rückkehr, die mir nicht mehr so präsent war. Wir schrieben einander regelmäßig bis zu seinem Tod im Januar 2000. Jetzt wird der gesamte Briefwechsel auf Wunsch seiner Familie zusammen mit vielen anderen Dokumenten seines Lebens von der Wisconsin State Historical Society in Madison, USA aufbewahrt.





Baracke 8, Stube 5: Nach der Befreiung verzierten Blumen den Tisch, April 1945



Kochen vor der Baracke



Essenszubereitung durch meinen Kameraden Versfelt



Schnappschuss der russischen Bekannten



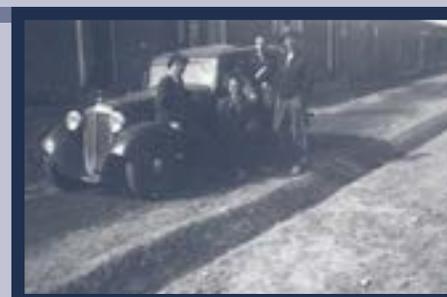
Unbeschwerte Freizeit



Versfelt nutzt die Zeit, um zu lesen und Radio zu hören, 21.4.1945



Olga Popova isst mit, 21.4.1945



Ein Beutefahrzeug im Lager



Der schnelle Weg nach Hause



Olga hilft beim Gepäck



Das letzte Beisammensein



Ein Tag Langeweile



Warten auf den Zug



Sie fahren auf eigene Faust zurück



**Warten, Essen, Rauchen, Lesen,
Reden bis zur Heimfahrt**

Die Repatriierung⁴⁹

Zum Zeitpunkt der Befreiung hielten sich etwa 350 Niederländer in der Stadt des KdF-Wagens auf. Sie gehörten drei Gruppen an und lebten aufgeteilt in drei Lagern. Auf dem Laagberg wohnten etwa 80 Studenten und 120 niederländische Zivilarbeiter. Im Gemeinschaftslager in der Stadt waren etwa 50 Niederländer, zumeist Studenten, untergebracht. Im Reislinger Lager lebten etwa 100 Personen, die wohl zumeist der NSB angehört hatten.⁵⁰

Als die ersten amerikanischen Truppen über das angrenzende Fallersleben eintrafen, suchten wir Studenten unverzüglich Kontakt zu ihnen. Die Studenten hatten zusammen mit einigen ehemaligen französischen Kriegsgefangenen einen Ordnungsdienst aufgebaut, um die eskalierende Situation zu beruhigen. Der Ordnungsdienst hatte sich in der Fabrik Waffen und Kübelwagen besorgt und nutzte die Feuerwache als Hauptquartier.

Da die amerikanischen Truppen der 5th Armoured Division von Fallersleben direkt weiter bis zur Elbe zogen und daher zunächst die ‚Stadt des KdF-Wagens‘ unbeachtet liegen ließen, mussten die Leute vom Ordnungsdienst noch einige Zeit überbrücken, bis Besatzungstruppen kamen. Mit einiger Überredungskunst gelang es letztendlich, einige amerikanische Panzer durch die Stadt fahren zu lassen. Der Ordnungsdienst fuhr mit einem Kübelwagen vorweg und verlieh damit dem Ausgehverbot, das er zuvor verhängt hatte, einigen Nachdruck. Kurz darauf richtete das Military Government eine Stadtkommandantur ein, und es erging der Befehl, alle Waffen abzuliefern. Daraufhin löste sich der Ordnungsdienst auf. Einige Studenten, die den ersten Kontakt zu den amerikanischen Truppen hergestellt hatten, verschwanden kurz

darauf auf eigene Faust in die Niederlande. Die offiziellen Transporte erfolgten erst später.

Die beiden Lager der politisch unbelasteten Niederländer wurden organisatorisch zusammengelegt, deren Administration Jan Schukkink übernahm. Als Verwalter war er im ehemaligen Büro des Lagerführers untergebracht. Für uns galt es, auf Anweisungen von zivilen oder militärischen Stellen aus den Niederlanden zu warten.

Wir hatten dabei stets ein Auge auf die NSB-Gruppe im Reislinger Lager, die mehr oder minder nationalsozialistisch orientiert war und wenige Tage nach der Befreiung ihre Gesinnung zeigte, sodass sie unseren Zorn auf sich zog. Ihre Agitation richtete sich hauptsächlich gegen die Russen. Wir Studenten schickten eine Abordnung, um diesen Menschen klar zu machen, dass sie es nicht wagen sollten, sich hinter der niederländischen Flagge zu verstecken, die sie zuvor so sehr geschmäht hätten. Sie erhielten fünf Minuten Zeit, um die Flaggen von den Baracken zu holen und ihre Abzeichen zu entfernen. Während der gesamten Wartezeit auf die Repatriierung, die vom 12. April bis zum 3. Mai 1945 andauerte, konnten wir weder zu einer zivilen noch militärischen niederländischen Instanz Kontakt herstellen. Wir empfangen keinen einzigen Bericht, keinen Radioanruf und auch keine Kopie eines offiziellen Rundschreibens mit Anweisungen, was zu tun sei.

Auch durch meine Anstellung bei der A.M.G. gelang es mir nicht, Kontakte zu niederländischen Behörden herzustellen. Währenddessen machte die A.M.G. die ‚Stadt des KdF-Wagens‘ zur Sammelstelle für alle DPs des gesamten Landkreises Gifhorn.



Die einzigen Niederländer, die wir sahen, waren Stoßtrupps, die im losen Verband mit der amerikanischen Armee umherzogen. Sie konnten uns aber auch nichts berichten.

Während der dreiwöchigen Wartezeit kehrten etliche Niederländer auf eigene Faust in ihre Heimat zurück, von denen aber viele unterwegs abgefangen und in DP-Lagern untergebracht wurden. In der Zwischenzeit begannen für die Niederländer, die mit dem offiziellen Transport nach Hause fahren wollten, die erforderlichen Formalitäten. Im Lager Laagberg wurde eine Kartei angelegt, die u.a. die Daten für die Anmeldung zur Repatriierung enthielt. Die formelle Anmeldung erfolgte dann beim DP-Team 16, bei dem ich arbeitete. Auf jeder Karte waren Name, Vorname, Geburtsort und -datum sowie die Heimatadresse in den Niederlanden angegeben. Wenn jemand einen Bestimmungsort in einem noch nicht befreiten Gebiet hatte, so wurde gegebenenfalls eine vorläufige Adresse bei Familienmitgliedern oder bei Bekannten in den bereits befreiten Teilen der Niederlande angegeben.

Weiterhin wurde die Karteikarte mit einem blauen Kreuz markiert, wenn die betreffende Person noch politisch überprüft werden sollte. Ein rotes Kreuz wies dagegen darauf hin, dass die betreffende Person eine Mitgliedschaft in der SS, des Landsturm oder einer sonstigen Nazi-Organisation angegeben hatte. Diese Kartei enthielt somit alle Informationen, die bei einer politischen Überprüfung wichtig sein konnten. Ich nahm diese Angaben auf, als die Personen zu mir ins Büro des DP-Teams 16 in die Stadt kamen und sich zur Repatriierung anmeldeten. Die Amerikaner stellten der ‚Netherlands Delegation – Stadt des KdF-Wagens‘ einen Kübelwagen zur Verfügung, mit dem alle niederländischen DPs aus dem

Kreise Gifhorn zur Repatriierung in die Stadt des KdF-Wagens gebracht werden sollten. Später übernahm die US-Armee den Transport selbst. Die Amerikaner fuhren dann mit Armeetrucks die Gegend ab, u.a. um niederländische DPs einzusammeln und zur ‚Stadt des KdF-Wagens‘ zu bringen. Wahrscheinlich war man zu der Einsicht gekommen, dass die Anzahl der DPs zu groß war und nur mit einem Massentransport bewältigt werden konnte.

Eine Gruppe von Studenten beschäftigte sich mit der Erstellung einer Liste mit örtlichen Kriegsverbrechern. Andere, die unter den Deutschen in der Zentralküche des Volkswagenwerks gearbeitet hatten, setzten ihre Tätigkeit am gleichen Ort fort, der nun für die gesamte DP-Arbeit nutzbar war. Sie übernahmen beispielsweise in der Zentralküche die Aufsicht. Das Konzentrationslager auf dem Laagberg, das noch vor der Befreiung am 7. April 1945 von der SS geräumt worden war, reinigten Deutsche unter der Aufsicht von Holländern und räumten auf. Leider kamen die Amerikaner unserem Wunsch nicht nach, diese Arbeit durch die Geschäftsführer des Volkswagenwerks durchführen zu lassen. Wir hatten das Ziel, sie mit ihren eigenen Schandtaten zu konfrontieren. Statt dessen kam der Reinigungsdienst der Fabrik – Männer, die wir von den Entlausungsaktionen kannten.

Unterdessen fingen die Niederländer an, Informationen über die Waffen- und Ersatzteildepots im VW-Werk zu sammeln. Wie sich später herausstellte, hatte dies keinen praktischen Nutzen mehr, da die Deutschen alle Geheiminformationen bereits selbst preisgegeben hatten. Um den 3. Mai 1945 herum kursierten Gerüchte über eine bevorstehende Repatriierung in die Niederlande mit dem Zug. In aller Eile erstellte Jan Schukkink eine Liste mit Interessierten. Im





Das Warten dauert lange,
Mai 1945



Für Mussert lief die Zeit ab



Stühle aus der Ciannetti-Halle
erleichtern das Warten



Der Zug „KdF-A'dam“ füllt
sich rasch



Wir sitzen im „Abteil“ auf
den Holzstühlen

Reislinger Lager führte dies zu einigen Schwierigkeiten, da verschiedene Personen letztendlich nicht zurück in die Niederlande wollten oder durften. Es bestand bis dahin immer noch kein Kontakt zu irgendeiner niederländischen Instanz. Bei einer Zusammenkunft der politisch unbelasteten Niederländer wurde dann beschlossen, es den NSB-Mitgliedern selbst zu überlassen, ob sie in die Niederlande zurück wollten oder nicht. Wir verfügten über keine Macht-

mittel oder Vollmachten, sie zur Rückkehr zu zwingen. Wir wussten noch nicht einmal, wie die Regierung über diese Personen dachte.

Wie die Luxemburger, Franzosen, Belgier und Dänen wählten die Niederländer für den Rücktransport einen ‚Transportführer‘. Huug Kruyt und ich übernahmen diese Aufgabe für die niederländische Gruppe. In einen Waggon passten 30 Personen. Es wurden also Gruppen zusammengestellt, die



aus 30 Mann und dem ‚Zimmerältesten‘ bestanden. Jeder Verantwortliche bekam eine Liste mit den Daten der dazugehörigen Menschen.

Unser Zug wurde für den 2. Mai 1945 erwartet. Wir begaben uns zum Haltepunkt Rothenfelde-Wolfsburg, wo wir uns zu 30 auf dem Bahnsteig aufstellten. Die Personen aus dem Reislinger Lager standen etwas abseits. Es waren Familien mit Frauen und Kindern dabei. Der Zug kam nicht wie angekündigt um 15 Uhr, sondern erst um 23 Uhr.

In der Zwischenzeit war das französische Kontingent durch Transporte aus der Umgebung derart angewachsen, dass sie den Zug allein hätten füllen können. Wir vereinbarten daher, dass die Franzosen zuerst abreisen sollten und die Niederländer und Belgier den nächsten Zug nehmen würden. Die Zurückgebliebenen übernachteten in der Cianetti-Halle. Unterdessen fuhren die Franzosen mit dem Zug ab.

Unser Zug kam am nächsten Tag um 12 Uhr auf dem Bahnhof an. Wir besetzten den Zug – 30 Personen pro Waggon. UNRA-Mitarbeiter teilten die Lebensmittel aus, die in der Zentralküche im Auftrag der Amerikaner zubereitet worden waren.

Im letzten Augenblick vor Abfahrt des Zuges traf noch ein Konvoi Armeetrucks ein, auf denen 700 Franzosen und Belgier saßen. Es gab noch freie Waggons im Zug. Huug Kruyt und ich stiegen auf dem Bahnsteig jeweils auf eine Kiste. Der eine rief „Belges içi (Belgier hier)“. Der andere rief „Français içi (Franzosen hier)“. Wir stellten sie in Fünferreihen auf – so wie es jeder kannte –, dann zählten wir sechs Reihen ab und dirigierten die Franzosen zum ersten leeren Waggon und die Belgier zum letzten leeren Waggon. So brachten wir in kurzer Zeit den ganzen Transport im abfahrtsbereiten Zug unter. Wie



Heimfahrt, Mai 1945

mürbe die Menschen geworden waren, erkannte ich an einem Zwischenfall, als eine Frau in der letzten Reihe eines Waggons zu weinen begann. Ich fragte, was denn los sei, da zeigte sie hinter sich auf eine Person und sagte, dass sie gerne mit diesem in einen Waggon wolle. Sie seien Verwandte. Sie sah sehr erleichtert und ein wenig überrascht aus, als dies mit einem ‚naturellement, changez avec un autre (Selbstverständlich, tauschen Sie mit jemandem)!‘ geregelt werden konnte. Die neuen Mitreisenden wurden gebeten, Listen mit den Insassen der Waggons zu erstellen. Um 15 Uhr fuhr der Zug ab. Wir nahmen Abschied von dem Ort, an dem wir zwei Jahre lang gegen unseren Willen bleiben mussten. Das war ein außerordentlich bewegender Moment. Der Zug bestand aus 64 Güterwaggons, von denen lediglich drei geschlossen waren. In diesen wurden die Familien untergebracht. Unter den Niederländern waren dies hauptsächlich NSBler. Der restliche Zug bestand aus offenen Güterwaggons, in denen wir Stühle aus der Cianetti-Halle aufstellten, einen Ofen aus dem Lager installierten und für ein behelfsmäßiges Dach sorgten. Die Waggons waren mit Flaggen, Grünzeug und Kreideaufschriften verziert. Den Zug zog eine deutsche



Dampflokomotive mit Schusslöchern. Die Lokomotive führten US-Railroad-Engineers. Der Zug stand einigen Aussagen zufolge unter der Führung eines französischen Sanitäts-offiziers, den wir jedoch nie zu Gesicht bekamen.

Keiner konnte uns etwas über die Fahrtroute, die Lebensmittelversorgung unterwegs und unseren Bestimmungsort sagen – auch die Lokführer nicht. Wir fuhren westwärts, das war das Einzige, was klar schien. Wir fuhren über eine ziemlich improvisierte Strecke. Die Schienen waren zwar vorhanden, jedoch war das gesamte Signalsystem wohl defekt. Es stellte sich heraus, dass die Lokführer mit dem Gewehr unser Kommen signalisierten.

Nach einer gewissen Zeit legte der Zug Stopps ein, um die Lokomotive wieder mit Wasser und Kohlen zu versorgen. Außerdem entstanden Staus, weil auf der provisorischen Strecke mehrere Repatriierungszüge aufgelaufen waren. Ab und zu mussten wir auch Zügen aus der Gegenrichtung ausweichen. Es waren Güterzüge wie der unserige, jedoch fuhren sie zur Front und waren mit Munition und Benzin-kanistern beladen.

Diese Pausen wurden genutzt, um sich die Beine zu vertreten, Wasser abzufüllen, die Ofenasche zu entsorgen sowie Brennholz in der zerbombten Gegend zu beschaffen. Außerdem wurden gewisse Bedürfnisse sitzend unter dem Zug verrichtet. Nach dem ersten Halt fuhr der Zug ohne Vorwarnung wieder an. Huug sprach mit dem Lokführer darüber, der zusagte, die Lok vor jeder Abfahrt zweimal pfeifen zu lassen. Dann könnten alle noch rechtzeitig einsteigen.

In Münster hielten wir auf dem Bahnhof zwischen ein paar Zügen, in denen sich deutsche Kriegsgefangene befanden. Diese versuchten, Kontakt mit unserer Seite aufzunehmen.

Einige von ihnen sprachen Französisch und so entwickelte sich ein hitziges Gespräch mit einigen ehemaligen französischen Kriegsgefangenen. Unter den Deutschen befanden sich auch einige Niederländer. Einer von ihnen gab einen Zettel mit einer Adresse an eines der NSB-Mitglieder in unserem Zug. Dies wurde uns gemeldet. Daraufhin wiesen wir den bei uns mitfahrenden Nazi mit scharfen Worten zurecht. Er könne problemlos in den Zug mit den deutschen Kriegsgefangenen umsteigen, er solle es uns nur sagen. Wir informierten zudem einen amerikanischen Militärpolizisten, um weitere Zwischenfälle zu vermeiden. Als später noch ein Zug mit niederländischen SS-Soldaten ‚Wij zijn niet bang (Wir haben keine Angst)‘ singend an uns vorbeifuhr, stieg in uns die Wut hoch. Doch alle blieben ruhig, und es gab lediglich einige gepfefferte Bemerkungen.

In Mecklenbeck hielt der Zug erneut. Das Gerücht ging um, dass es etwas zu essen geben sollte. Das Gerücht bewahrheitete sich glücklicherweise, obgleich es keine offizielle Nachricht darüber gab. Das Essen teilte auch hier die UNRA aus. Einen Löffel hatten wir in der Tasche und einen Teller hielt jeder griffbereit. Als wir gegessen hatten, erschien ein niederländische Hauptmann in einer amerikanischen Uniform, auf dessen Ärmel ein Aufnäher mit dem Wort ‚Repatriierung‘ aufgenäht war. Hauptmann de Vries war der erste offizielle Vertreter der Niederlande, den wir sahen. Er erzählte, dass er aus England gekommen sei. Wir plauderten etwas mit ihm, plötzlich fragte er, ob wir auch NSB-Leute im Zug hätten. „Ja, in Waggon Nummer ...“, gaben wir zur Antwort. Er ging direkt dorthin und ließ sich die Ausweispapiere aushändigen, die er auch bekam. Dann passierte allerdings etwas, was uns erstaunte. De Vries verpasste einem NSB-Mann





Bahnhof Hannover, Mai 1945



Durchgangsstation Hannover



Blick auf Kriegszerstörungen



Die Reste von Hannover



Schlafwagen



Unser Unterschlupf

einen Schlag ins Gesicht und zu dessen Frau sagte er: „Je dochter is te jong voor me (Deine Tochter ist zu jung für mich).“ „Je zou haar ook niet krijgen (Du wirst sie auch nicht bekommen)“, war ihre prompte Antwort. Er habe den NSB-Mann geschlagen, weil dieser so ein Schlappschwanz gewesen sei, begründete de Vries. Allerdings fügte er auch hinzu, dass er sich nicht hätte gehen lassen dürfen. Die Ausweispapiere von einzelnen NSB-Leuten erhielt Jan Schukkink, die er seiner Kartei beifügte. Er wurde gebeten, diese am ersten

niederländischen Haltebahnhof zusammen mit den NSB-Mitgliedern einer offiziellen Stelle zu übergeben.

Über Fallersleben, Hannover, Münster, Mecklenbeck, Wesel, Mönchengladbach und Herzogenrath kamen wir nach einer Fahrzeit von vier Tagen und Nächten am 8. Mai im niederländischen Grenzort Heerlen an, genau an dem Tag, als die Deutschen im Norden der Niederlande kapitulierten. Das war ein großes Fest, und von unserem Zug aus konnten wir die Menschen auf den Straßen feiern sehen.





**Der älteste Fahrgast mit
70 Jahren, Mai 1945**



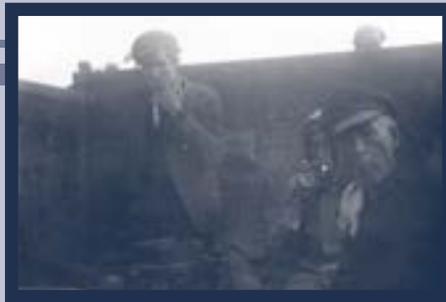
Deutsche Kriegsgefangene



**Der Gegenzug fährt in die
Gefangenschaft**



**64 Waggons in der Nähe von
Münster**



**Eine Zigarette weniger bis
nach Hause**



Überall Kriegszerstörung

Auf dem letzten Wegstück bis nach Heerlen fuhren wir eine ganze Weile parallel zur niederländischen Grenze und sahen plötzlich auf einem großen Gebäude die niederländische Flagge wehen. Viele von uns hatten Tränen in den Augen. Wir kamen um 19 Uhr in Heerlen an und hörten dort, dass der Zug noch weiter nach Maastricht fahren würde.

Kurz vor Maastricht ereignete sich noch ein merkwürdiger Zwischenfall. Der Zug hielt an einem Bahnübergang und einer unserer Waggons stand mitten auf dem Weg. Zwei

amerikanische Offiziere erschienen, die unsere Leute erst in Englisch und dann in Deutsch ansprachen und fragten, wo wir herkämen. Als sie Volkswagenwerk hörten, erkundigten sie sich, wie es in Braunschweig aussähe und ob viel kaputt sei. Die nächste Frage war, ob wir einen bestimmten Dr. Tyrolt vom VW-Werk kennen würden. Im ganzen Waggon ertönte ein Gebrüll, Tyrolt sei der größte Schuft innerhalb der Geschäftsleitung gewesen. Leider konnten wir nur erzählen, dass er verschwunden sei. Die Reaktion der Amerikaner war

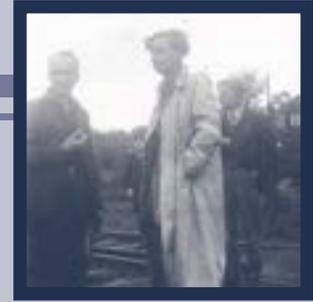




**Zwischenstopp in
Mecklenbeck, Mai 1945**



**Verhandlungen mit der
UNRA-Vertreterin**



Die Transportleitung



Deutsche Kriegsgefangene



Reisende jeden Alters



**Gespräche verkürzen
die Reisezeit**



**Fahrt durch das zerstörte
Mönchengladbach**



**Durch zerstörte Städte
Richtung Heimat**



Halt auf freier Strecke



Die Aussicht genießen,
Mai 1945



Das verwüstete Wesel



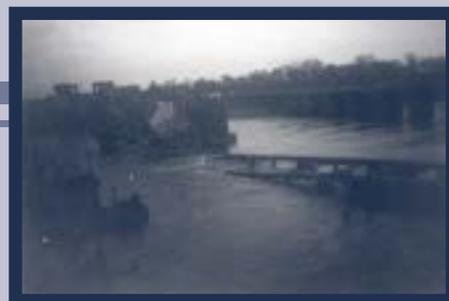
Der Rhein



Wesel – Ruinenstadt



Der Heimat entgegen



Zerstörte Brücken



Das Flussbett



Kein Stein mehr
auf dem anderen



Durch die frühere Grenz-
befestigung. Der Gegenzug
befördert Munition.



**Wir nähern uns den
Niederlanden, Mai 1945**



Kriegsschrott



In Grenznähe

verblüffend. Sie teilten Zigaretten aus. Es tat ihnen leid, dass sie keine größeren Mengen dabei hatten. Dann fuhr der Zug weiter.

Um den Transport auch bei der Ankunft in den Niederlanden im Griff zu behalten, hatten wir Transportführer die Anweisung gegeben, dass die einzelnen Gruppen mit ihrem Gepäck beim Aussteigen waggonweise zusammen bleiben sollten und sich erst auf unsere Anweisung fortbewegen dürften. Unterdessen wollten wir den Kontakt mit den Verantwortlichen auf dem Bahnhof aufnehmen.

Wir trafen ungefähr um Mitternacht in Maastricht ein. Zunächst verlief alles nach unserem Plan. Alle stiegen aus. Die Gruppen blieben geordnet mit ihrem Gepäck auf dem Bahnsteig stehen. Wir suchten derweil Verantwortliche der Repatriierungskommission. Ein anderer erkundete die Möglichkeit, etwas zu essen zu bekommen.

Die Herren von der Repatriierungskommission waren sehr nervös und offensichtlich überfordert. Sie fragten uns zunächst, ob wir NSB-Männer oder Kollaborateure bei uns hätten. Ungeachtet unseres Drängens sagten sie uns nichts über den weiteren Ablauf. Sie teilten uns ebenso wenig mit,

ob wir in Maastricht bleiben würden oder noch weiterfahren müssten. Wir informierten sie über die NSB-Leute in unserem Transport und wiesen auf die Kartei und unseren Plan für einen geregelten Ablauf hin. Sie nahmen dies jedoch unter dem Einfluss des erheblichen Stresses nicht wahr. Plötzlich sahen wir zu unserem Entsetzen, dass irgendwelche Kerle mit Armbinden damit beschäftigt waren, unsere Leute aus dem hinteren Zugteil an das Ende des Bahnsteiges zu drängen. Laut schreiend versuchten wir dem Unheil zuvorzukommen, aber es nützte nichts mehr. Die gesamte Menge wurde durcheinandergewürfelt und es entstand ein großes Chaos auf dem Bahnsteig. Unsere Gesprächspartner griffen nicht ein, sie standen lediglich mit weit geöffneten Augen herum.

Um noch eine gewisse politische Trennung aufrecht zu erhalten, stellte ich mich mitten in die Menschenmasse und schickte die Leute aus dem Reislinger Lager einen gesonderten Weg entlang, damit sie durch die Gendarmerie abgefangen werden konnten. Es gab aber keine Gelegenheit mehr, die Polizei zu informieren und ihr die verfügbaren Personaldaten auszuhändigen. Zu allem Überflus trieb man auch noch die ganze Menge zurück ans Zugende und pferchte sie in großer





**Endlich niederländischer Boden,
Mai 1945**

Unordnung in zehn leere Waggonen. Wir Transportleiter hatten keinerlei Übersicht mehr. Es war Mitternacht. Jeder war todmüde, nachdem wir vier Tage und Nächte kaum geschlafen, wenig gegessen und uns gar nicht gewaschen hatten. Zudem schleppten alle ihr schweres Gepäck mit. Dieses Chaos war der Gipfel, und es grenzte an ein Wunder, dass man nicht aggressiv wurde.

Wäre man nach unserem Plan vorgegangen, hätte jeder an seinem Platz auf dem Bahnsteig stehenbleiben können. Die Menschen hätten dann geordnet in Gruppen von 30 Personen in einer vernünftigen Art in einen Waggon einsteigen können, der in der Nähe stand. Außerdem wären dann auch die politisch Unzuverlässigen systematisch ausgesiebt worden.

Wir bestiegen mit unserem Gepäck wieder den Zug, der mit zehn Waggonen weiter nach Valkenburg fuhr. Bei der dortigen Ankunft stoppte der Lokführer dermaßen abrupt, als ob er auf einen Prellbock aufgefahren wäre. Die provisorische Dachabdeckung aus Wellblech und andere leichte Sachen fielen in den meisten Waggonen herunter. Hierdurch gab es mehrere Verletzte.

In Valkenburg, wo uns ein Mann von der Repatriierungsstelle empfing, verließen alle erneut den Zug. Das Gepäck wurde in einem Warteraum auf dem Bahnsteig verstaut, nachdem einige Essenswaren und Toilettenartikel herausgeholt worden waren. Danach begab sich die Gruppe unter dem Geleit der Repatriierungskommission in ein nahegelegenes Schulgebäude. Ich blieb zunächst noch zurück, um dafür zu sorgen, dass eine verletzte Frau mit dem Krankenwagen abgeholt wurde. Danach ging ich auch zu der Schule, die einem Spukschloss ähnelte. Alle sanken in tiefen Schlaf und jeder behielt die Körperhaltung bei, in der er sich zuvor hingesetzt oder hingelegt hatte. Einer saß im offenen Fenster, wobei ein Bein draußen und eines drinnen baumelte und der Kopf vornüber hängend am Rahmen lehnte. Die ganze Truppe war ohne Bewusstsein. Dies schien allerdings nicht im Sinne der Repatriierungskommission zu sein. Nach deren Auffassung sollten wir noch eine Reihe von Befragungen durchlaufen, ehe wir uns hätten schlafen legen dürfen. Glücklicherweise gehörte der Repatriierungskommission ein realistisch denkender Mann an, der einsah, dass die Menschen einfach zu erschöpft waren. Der Mann setzte sich nachhaltig durch. Dies alles geschah um fünf Uhr morgens. Der Realist sorgte auch dafür, dass entgegen der Regel noch vor den Untersuchungen Essen ausgegeben wurde. Zusätzlich organisierte er die Abfolge der Untersuchungen so, dass sie nacheinander durchgeführt wurden und für jedermann klar geregelt waren. Die Untersuchungen vollzogen sich im Laufe des nächsten Tages in verschiedenen, dicht beieinander liegenden Gebäuden in der Stadt.

Wir standen während der gesamten, sowohl medizinisch als auch politisch ausgerichteten Untersuchung gleichsam





**DDT-Behandlung in Valkenburg,
Mai 1945**



Schlafen – Schlafen



Die Schule in Brunssum



... Schlafen

unter Quarantäne. Es ergaben sich allerdings die ersten Zwischenfälle mit Passanten, die uns vorwarfen, dass wir mit den ‚Moffen (Deutschen)‘ zusammengearbeitet hätten. Das war für uns sehr ärgerlich.

Vollkommen unangemessen erschien uns auch, dass wir unter Bewachung gestellt waren. Alte Männer der Widerstandsbewegung mit einem Gewehr über der Schulter bewachten uns und nahmen ihren Patrouillendienst ganz offensichtlich auch noch sehr wichtig. Auf uns wirkte das wie eine Wiederholung des Werkschutzes der Fabrik – und dies im eigenen Land!

Von Valkenburg aus, wo wir medizinisch und politisch durchleuchtet worden waren, ging es weiter nach Brunssum. Wie und wann dies geschah, ist mir mittlerweile entfallen. In Brunssum kamen wir in einem Schulgebäude des Klosterkomplexes in der Kloosterstraat unter. An diesem Ort warteten wir auf eine Transportmöglichkeit nach Hause. Auch hier patrouillierten Wachen mit einem Gewehr.

Für mich gab es hier keine Aufgabe mehr, sodass ich eine Möglichkeit suchte, um zu meinem Elternhaus nach Breda zu gelangen. Neben mir gab es noch ein paar andere, die Breda als Bestimmungsort hatten. Aber es gab keine direkte Zugverbindung von Brunssum aus.





Endlich daheim, Mai 1945



Das Leben beginnt auch für Roger Monroy aufs Neue, 1946

Nach langen Erkundigungen gelang es uns, den Eigentümer eines Kleinwagens aufzuspüren, der uns nach Breda fahren wollte, wenn wir ihm Benzin besorgten. Ich streifte noch einmal meine A.M.G.-Armbinde über und ging, unterstützt mit einem Empfehlungsschreiben, dass ich in der KdF-Stadt bei meinem Abschied von Captain Henry Lee erhalten hatte, zum örtlichen Büro der US-Army und legte dort einem Offizier die Situation auseinander. Die Antwort war: „I'll give you one gallon of gazoline, but I want the jerrycan back. Have a good trip (Ich werde dir eine Gallone Benzin geben, aber ich will den Kanister zurück. Gute Fahrt).“ So kam ich zu Benzin.

Ausgestattet mit einigen Essensrationen krochen wir mit unserem gesamten Gepäck in das knackende und ächzende Auto. Nachdem wir unterwegs mehrmals einen platten Reifen hatten, trafen wir abends in Weert ein. Hier konnte der Wagen dann wirklich nicht mehr weiter und wir nahmen Abschied von dem netten Fahrer.

Von Weert aus fuhr dann aber ein Zug nach Breda. Wir machten uns daher auf den Weg zum Bahnhof. Mit unserer DP-Karte hatten wir eine Freifahrt nach Hause. Der Bahnhofsvorsteher empfing uns stirnrunzelnd auf dem leeren Bahnsteig. „Erst morgen früh um 6.30 Uhr fährt der nächste Zug in Richtung Breda“, teilte er uns mit. „Kein Problem, dann



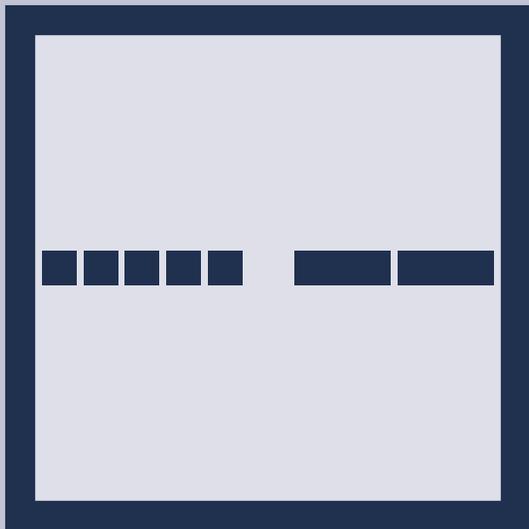
warten wir eben hier auf dem Bahnsteig“, war unsere gleichgültige Antwort. Es folgte noch ein „Ja, aber ...“. Wir sagten ihm im Scherz: „Oh, wir sind in Valkenburg entlaust worden.“ Das sorgenvolle Stirnrunzeln verschwand, und wir durften auf dem Bahnsteig im Warteraum übernachten, wo es oben drein – Welch ein Luxus – eine Wasserstelle mit fließendem Wasser gab. Wir schliefen auf einer Bank und auf dem Boden hervorragend und waren rechtzeitig wieder wach, um gewaschen und rasiert den Zug zu bekommen. Unterwegs kamen viele neugierige Fragen von Mitreisenden, glücklicherweise gab es aber nicht das feindselige Misstrauen wie in Valkenburg.

Im Bahnhof von Breda wurden die Repatriierten über Lautsprecher in die Bahnhofsgaststätte zu einem Kaffee eingeladen. Ich hatte meine Tasse noch nicht ganz geleert, als ich bemerkte, dass ich als einziger übrig geblieben war. Die anderen waren bereits abgeholt worden. Dann hörte ich ein Klopfen am Fenster hinter mir. Dort stand Schraven, der Gemüsehändler meiner Eltern. Er winkte mir zu, und ich ging zu ihm. Er war gekommen, um zu sehen, ob ein Familienmitglied von ihm angekommen wäre. Wir liefen nach Ginneken. Meinen Koffer transportierte ich auf dem Gepäckträger von Schravens Fahrrad, den Rucksack trug ich auf dem Rücken. Es fiel mir auf, Welch einen Lärm meine mit ‚Moffenkoppen‘ beschlagenen Schuhe auf den Steinen der Straße machten, auf denen noch keine Busse fuhren und auch sonst kaum Verkehr herrschte. Unterwegs erzählte Schraven, dass meine Familie gesund und wohlauf sei. Auch das Haus stünde noch, es sei allerdings durch Straßengefächte beschädigt.



**Plötzlich endeten für mich
zwei lange Jahre**

Als wir dann um die Ecke der Alexanderlaan bogen, kam zur selben Zeit meine Mutter auf die Gartenterasse gelaufen. Das war ein Wiedersehen! Jetty, meine Schwester, war gerade in der Schule. Mein Vater verrichtete Militärdienst und war zu diesem Zeitpunkt in Deutschland, um mich in den überfüllten DP-Lagern zu suchen. Es stellte sich heraus, dass Herman Mutters, der bereits vor mir aus der KdF-Stadt abgereist war, meinem Vater über mich berichtet hatte. Nun begann für mich ein neuer Lebensabschnitt.



Anmerkungen

Anmerkungen zu:

Manfred Grieger – Gedwongen arbeid. Niederländer in der deutschen Kriegswirtschaft des Zweiten Weltkrieges

- 1 Vgl. Gerhard Hirschfeld: Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande unter deutscher Besatzung 1940–1945, Stuttgart 1984; Ben A. Sijes: De Arbeidsinzet. De gedwongen arbeid van Nederlanders in Duitsland, 1940–1945, 's-Gravenhage 1966 (ND 1990); David Barnouw: Die Niederlande im Zweiten Weltkrieg, Münster 2010.
- 2 Tuviah Friedman: Die zwei Nazi-Bonzen, Seyss-Inquart und Hanns Rauter regierten in Holland während der Nazizeit 1940–1945. Seyss-Inquart als Reichskommissar in dem Namen Hitlers und Hanns Rauter als SS-Obergruppenführer und Höherer SS- und Polizeiführer im Namen Himmlers, Haifa 1995; Ruth Bettina Birn: Hanns Rauter. Höherer SS- und Polizeiführer in den Niederlanden, in: Die SS: Elite unter dem Totenkopf. 30 Lebensläufe. Hrsg. von Ronald Smelser und Enrico Syring, Paderborn; München 2000, S. 410–417.
- 3 Hirschfeld, Fremdherrschaft, S. 18ff.; Guus Meershoek: Machtentfaltung und Scheitern. Sicherheitspolizei und SD in den Niederlanden, in: Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. „Heimatfront“ und besetztes Europa. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 2000, S. 383–402.
- 4 Hirschfeld, Fremdherrschaft, S. 45ff.
- 5 Ebd., S. 86ff.
- 6 Ders.: Der „freiwillige“ Arbeitseinsatz niederländischer Fremdarbeiter während des Zweiten Weltkrieges als Krisenstrategie einer nicht nationalsozialistischen Verwaltung, in: Hans Mommsen/Winfried Schulze (Hg.): Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung, Stuttgart 1981, S. 497–513; ders.: Die niederländischen Behörden und der „Reichseinsatz“, in: Ulrich Herbert (Hg.): Europa und der „Reichseinsatz“. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938–1945, Essen 1991, S. 172–183; Sijes, Arbeidsinzet, S. 72ff.
- 7 Siehe etwa Michael Kösters-Kraft: Großbaustelle und Arbeitswanderung. Niederländer beim Bau des Dortmund-Ems-Kanals 1892–1900, Osnabrück 2000.
- 8 Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1985, S. 58 und 99.
- 9 Hirschfeld, Behörden, S. 177f.; Sijes, Arbeidsinzet, S. 132ff.
- 10 Zahlen nach „Der Arbeitseinsatz im Deutschen Reich“, Jg. 1941–1944.
- 11 Herbert, Fremdarbeiter, S. 149ff.; Dietrich Eichholtz: Die Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft. Bd. 2, Berlin 1983 (ND München 2000), S. 74ff.
- 12 Hirschfeld, Behörden, S. 180; Sijes, Arbeidsinzet, S. 212ff.
- 13 Hein A. M. Klemann: Die niederländische Wirtschaft von 1938 bis 1948 im Griff von Krieg und Besatzung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 2001/1, S. 53–76, insb. S. 65ff.
- 14 F. W. Blase (Hg.): Studenten onder de bezetting, Amsterdam 1946; Annie Huisman-van Bergen: Vervolgden jacht op twee Delftse studenten in 1941, Amsterdam 1999; Gjalt van Wijk: Der Widerstand und die illegale Rückführung der niederländischen zwangsverpflichteten Studenten während des Zweiten Weltkrieges, in: Rimco Spanjer/Dieter Oudesluijs/Johan Meijer (Hg.): Zur Arbeit gezwungen. Zwangsarbeit in Deutschland 1940–1945, Bremen 1999, S. 239–254; Heert Jan Dokter/Frans Verhage/Johannes Martinus Wouter Binneveld: Een onbelicht verleden. De tewerkstelling van medisch studenten in nazi-Duitsland (1943–1945), Assen 2001.
- 15 Stadt Bramsche/Stadt Hilversum (Hg.): „Aufstehen! Kaffee holen!“ Hilversumse dwangarbeiders in Bramsche 1944/45. Hilversumer Zwangsarbeiter in Bramsche 1944/45, Bramsche 1998; Sijes, Arbeidsinzet, S. 527ff.; Aart Pontier: Deutsche Desparado-Politik: Großstadtrazzien, Arbeiterdeportationen und rücksichtsloser Zwangsarbeitereinsatz, in: Norbert Fasse (Hg.): Nationalsozialistische Herrschaft und Besatzungszeit. Historische Erfahrung und Verarbeitung aus niederländischer und deutscher Sicht, Münster 2000, S. 307–314.
- 16 Herbert, Fremdarbeiter, S. 98f.
- 17 Ebd., S. 98ff.; Diemut Majer: „Fremdvölkische“ im Dritten Reich. Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Rechtssetzung und Rechtspraxis in Verwaltung und Justiz unter besonderer Berücksichtigung der eingegliederten Ostgebiete und des Generalgouvernements, Boppard am Rhein 1981, S. 82ff. und 191ff.
- 18 Adolf Hitler hatte Anfang September 1941 dahingehend monologisiert: „Die (...) Niederländer müssen wir alle in die Ostgebiete hereinleiten; das werden Glieder des Reichs. Wir stehen vor der großen Zukunftsaufgabe, planmäßige Rassenpolitik zu treiben.“ Henry Picker: Hitler Tischgespräche im Führerhauptquartier, Berlin 1997, S. 94; siehe auch Hans Mommsen: Umvolkungspläne des Nationalsozialismus und der Holocaust, in: Helge Grabitz/Klaus Bästlein/Johannes Tüchel (Hg.): Die Normalität des Verbrechens. Bilanz und Perspektiven der Forschung zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, Berlin 1994, S. 68–84; Isabel Heinemann: „Rasse, Siedlung, deutsches Blut“. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen 2003, S. 341ff.
- 19 Herbert, Fremdarbeiter, S. 129ff.
- 20 Ebd., S. 100.
- 21 Der Arbeitseinsatz im Großdeutschen Reich, Nr. 4/5 vom 31.5.1944, S. 5.
- 22 Zusammengestellt nach „Der Arbeitseinsatz im Deutschen Reich“, Jahrgänge 1941–1944.
- 23 Herbert, Fremdarbeiter, S. 101.
- 24 Meldungen aus dem Reich (Nr. 230) vom 20.10.1941, in: Heinz Boberach (Hg.): Meldungen aus dem Reich: Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938–1945, Herrsching 1984, S. 2895.
- 25 Einzelbelege in Bundesarchiv Berlin (BA), R 41, Nr. 264–266.
- 26 Piet Slotboom an Frau N. Slotboom vom 3.11.1941 (BA, R 41, Nr. 264, Bl. 22); Joe J. Keetman an W.R. Bonsing vom 4.11.1941, (ebd., Bl. 19).

- 27 Jo Duzink an A. Duzink-Julsing vom 4.2.1942 (ebd., Bl. 94); ähnlich auch Wilhelm Ruigrok van der Werven an M. J. Ruigrok van der Werven vom 21.2.1942 (ebd., R 41, Nr. 265, Bl. 2).
- 28 Jo. Duzink an Gem.Distr.-Arbeitsbeurs vom 3.2.1942 (ebd., Bl. 96).
- 29 J. A. Maaßen an C. W. Keijzer vom 29.1.1942 (ebd., R 41, Nr. 164, Bl. 112).
- 30 Zentralauswertungsstelle für den Auslandsbrief- und Telegrammverkehr (Nr. IX 233/42g) betr. Gastarbeiter Bericht über das vierte Quartal 1941 vom 10.1.1942, S. 6 (ebd., Bl. 141); Zentralauswertungsstelle für den Auslandsbrief- und Telegrammverkehr (Nr. IX 568/42g) betr. Gastarbeiter Bericht über das erste Quartal 1942 vom 10.4.1942, S. 2 (BA, R 41, Nr. 265, Bl. 101).
- 31 Zentralauswertungsstelle für den Auslandsbrief- und Telegrammverkehr (Nr. IX 2145/42g) betr. Ausländische Arbeiter Bericht über das 2. und 3. Quartal 1942 vom 15.12.1942, S. 4 (ebd., R 41, Nr. 267, Bl. 270RS).
- 32 Herbert, Fremdarbeiter, S. 304; Gabriele Lotfi: KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich, Stuttgart 2000; siehe auch das Beschwerdeschreiben der Dortmunder Union Brückenbau AG an das Rotterdamer Bauunternehmen Gebrs. A. J. u. H.J. Eikmans vom 11.3.1942, mit dem auf Lohnstrafen bei den „größten Bummelanten“ hingewiesen wird (BA, R 41, Nr. 265, Bl. 110).
- 33 Auslands-Briefprüfstelle Köln (Nr. 290/43) betr. Sonderstimmungsbericht über die Post holländischer Arbeiter in der Zeit vom 1.1.–28.2.1943 vom 4.3.1943, S. 1 (ebd., R 41, Nr. 268, Bl. 122).
- 34 Ebd., S. 2 (ebd., Bl. 122RS).
- 35 Ebd., S. 3 (ebd., Bl. 123).
- 36 Vgl. hierzu Herbert, Fremdarbeiter, S. 286.
- 37 Auslands-Briefprüfstelle Köln (Nr. 569/43) betr. Sonderstimmungsbericht über die Post holländischer Arbeiter in der Zeit vom 1.3.–30.4.1943 vom 3.5.1943, S. 1 (BA, R 41, Nr. 268, Bl. 233).
- 38 Ebd., S. 2 (ebd., Bl. 233RS).
- 39 Auslands-Briefprüfstelle Köln (Nr. 912/43) betr. Sonderstimmungsbericht über die Post holländischer Arbeiter in der Zeit vom 1.7.–31.8.1943 vom 1.9.1943, S. 1 (ebd., Bl. 260).
- 40 SD-Berichte zu Inlandsfragen vom 25.10.1943 (blaue Serie), in: Boberach, Meldungen, S. 5929f.
- 41 Meldungen aus dem Reich Nr. 386 vom 30.5.1943, in: ebd., S. 5297.
- 42 Hans-Ulrich Ludewig/Dietrich Kuessner: „Es sei also jeder gewarnt“. Das Sondergericht Braunschweig 1933–1945, Wolfenbüttel 2000; Almuth Püschel/Hannes Püschel: Schicksale niederländischer „Fremdarbeiter“ in Potsdam – im Spiegel von Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft Potsdam, in: Spanjer/Oudesluijs/Meijer, Arbeit, S. 200–208.
- 43 Gabriele Lotfi: Niederländische Zwangsarbeiter in Arbeitserziehungslagern der Gestapo, in: Fasse, Herrschaft, S. 257–263; Gerhard Wysocki: Die Geheime Staatspolizei im Land Braunschweig. Polizeirecht und Polizeipraxis im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main; New York 1997, S. 168; Michael Gander/Julia Niehaus: Niederländer als Häftlinge im Arbeitserziehungslager Ohrbeck, in: Dachauer Hefte 23 (2007), S. 174–188.
- 44 Floris Bertold Bakels: Nacht und Nebel. Der Bericht eines holländischen Christen aus deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern, Frankfurt/M. 1979; Kirsten Snijders: Nederlanders in Buchenwald 1940–1945, Göttingen 2001; Dorit Gropp: Das Konzentrationslager Außenkommando Laura und Vorwerk Mitte Lehesten – Testbetrieb für V-2-Triebwerke, Berlin; Bonn 1999.
- 45 Vgl. Peter Romijn: Niederlande – „Synthese“, Säuberung und Integration, in: Ulrich Herbert/Axel Schildt (Hg.): Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944–1948, Essen 1998, S. 206–224; Gerhard Hirschfeld: „The good, the bad and the ugly ...“ Die Niederländer und die Kollaboration mit den Deutschen während des Zweiten Weltkrieges, in: Holger Afflerbach/Christoph Cornelißen (Hg.): Sieger und Besiegte. Materielle und ideelle Neuorientierungen nach 1945, Tübingen 1997, S. 183–202; Krijn Thijs: Kontroversen in Grau. Revision und Moralisierung der niederländischen Besatzungsgeschichte, in: Nicole Colin (Hg.): Täter und Tabu. Grenzen der Toleranz in deutschen und niederländischen Geschichtsdebatten, Essen 2011, S. 11–24.
- 46 Hans de la Rive Box: De Hel van Bramsche, Hilversum 1945, deutsche Ausgabe: Die Hölle von Bramsche, Bramsche 1994; Bertie Ham: Arbeider in Moffenland. Roman van den „Arbeitseinsatz“, Laren 1946, Auszüge in: Stadt Bramsche, Aufstehen, S. 207ff.; Jan Krist: De Hel van Rees, Bedum 1946, deutsche Ausgabe: Die Hölle von Rees, Konstanz 1995.
- 47 Sijes, De Arbeidsinzet.
- 48 Horst Lademacher: Bemerkungen zum deutsch-niederländischen Verhältnis als Folge von Krieg und Besatzung, in: Fasse, Herrschaft, S. 341–348; Petra Rösgen (Hg.): Deutschland – Niederlande: heiter bis wolkig, Bonn 2001.
- 49 Volker Issmer: Hitler-Deutschland in unmittelbarer Anschauung: Blickwinkel und Erfahrungen niederländischer Zwangsarbeiter während des Krieges, in: Fasse, Herrschaft, S. 245–255.
- 50 Hilbert van Goor: Vlucht uit het dodendal Neckar, het verhaal van een dwangarbeider tijdens de Tweede Wereldoorlog, Bedum 1989; Aart Pontier: Lager Kinzig. Zwei Jahre Zwangsarbeit in Nazi-Deutschland 1943–45, Winterswijk 1991; Marten Winters: Herinneringen aan de Arbeitseinsatz 1942–1945, Leuwarden 1990; Geert Bremer: Dem Feinde zuwinken. Ein Niederländer erzählt über seine Wurzener Zwangsarbeiterjahre 1943–1945, Beucha 2001; Henk C. Saakes: Alle malen zal ik wenen. Stationen eines Zwangsarbeiter-Schicksals: Rotterdam, Straßburg, Schwarzwald und Reims, Konstanz 1997; Piet J. Pollemans: Als Zwangsarbeiter in Deutschland. Erinnerungen an die Jahre 1943–1945 in Rüsselsheim und Wetzlar, Rüsselsheim 2000; Henri Labie: Von Königsberg nach Hause. Erinnerungen eines niederländischen Zwangsarbeiters 1942–1945, Hamburg 2002; Stichting Holländerei (Hg.):

Niederländische und deutsche Erinnerungen an die Zwangsarbeit bei Rheinmetall-Borsig in Berlin-Tegel, Utrecht 2003; Ton van Reen: Gestohlene Jugend, Grafenau 2008; Henk Carbaat: Amsterdam, Hannover und zurück. Mein Leben als Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkrieges, Hannover 2012.

- 51 Stichting Holländerei/Freunde des Hendrik-Kraemer-Hauses e.V./Niederländische Ökumenische Gemeinde (Hg.): Niederländer und Flamen in Berlin 1940–1945. KZ-Häftlinge, Inhaftierte, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, Berlin 1996; Volker Issmer: Niederländer im verdammten Land. Zeugnisse der Zwangsarbeit von Niederländern im Raum Osnabrück während des Zweiten Weltkriegs, Osnabrück 1998; Martin Pabst: Der Tod ist ein täglicher Gast. Holländische Geiseln und Widerstandskämpfer 1944/1945 in den Arbeitserziehungslagern Zöschen, Schafstädt und Ammendorf/Osendorf. Augenzeugenberichte holländischer Häftlinge und deutscher Anwohner. Dokumente aus Merseburger Archiven, Halle/Saale 1998; Stadtarchiv Viersen (Hg.): „Schanzer“. Niederländische Deportierte in Viersen Oktober 1944–März 1945, Viersen 1999; Mechtild Althausen: Niederländische Zwangsarbeiter in Berlin, in: Spanjer/Oudesluijs/Meijer, Arbeit. S. 173–180; Albert Oosthoek: Rotterdamer Arbeiter in Kassel 1940–1945, in: ebd., S. 209–216; Adrianus Petrus Lansbergen/Petrus Martinus Lansbergen: Rotterdam – München/Dachau 1944–1945. Die Tagebücher zweier niederländischer Zwangsarbeiter in Oberbayern, Regensburg 2009.
- 52 Winfried Schulze (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996.
- 53 Siehe etwa Klaus Jörg Siegfried: Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939–1945, Frankfurt am Main; New York 1988, S. 142ff.; Hans Mommsen/Manfred Grieger: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996, S. 728ff.; Volkswagen Aktiengesellschaft (Hg.): Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks, Wolfsburg 1999, S. 59ff.

Anmerkungen zu:

Henk 't Hoen – Zwei Jahre Volkswagenwerk Als niederländischer Student im „Arbeitseinsatz“ im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945

- 1 Zu Tineke Wibaut, eine der am 2. April 1945 auf dem Laagberg angekommenen weiblichen KZ-Häftlinge aus den Niederlanden, siehe das Kapitel „Passanten“.
- 2 Louis de Jong, niederländischer Historiker und Autor des Standardwerkes „Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog“, s'Grafenage 1961–1980.
- 3 de Jong, Het Koninkrijk, Teil 6, s'Gravenhage 1975, S. 571ff.
- 4 Die „Rüstungsinspektion Niederlande“, eine Dienststelle des Wirtschafts- und Rüstungsamtes des Oberkommandos der Wehrmacht, hatte die Aufgabe, die niederländische Wirtschaft den deutschen Kriegserfordernissen anzupassen; siehe etwa

Hirschfeld, Fremdherrschaft, S. 117ff..

- 5 Die auf Basis der am 13. März 1943 erlassenen Verordnung des Reichskommissars für die besetzten niederländischen Gebiete über besondere Massnahmen im Universitäts- und Hochschulwesen geforderte Loyalitätserklärung machte die Selbstunterstellung der niederländischen Studenten unter die deutsche Besatzungsmacht zur Voraussetzung des Verbleibs an den Hochschulen. Beim Nichtvorliegen einer Loyalitätserklärung wurden die Studenten relegiert und zum Arbeitseinsatz in Deutschland verpflichtet; de Jong, Koninkrijk, Teil 6, S. 594.
- 6 Moffenkoppen sind stählerne Beschläge an den Fersen der Schuhe. Der Begriff wird von Holländern gelegentlich auch als Schimpfwort für Deutsche verwendet.
- 7 Die Lebensmittel- und damit auch die Fleischversorgung war kontingentiert. So genannte Schwarzschlachtungen, also Schlachtungen von nicht registriertem Vieh zum Eigenbedarf oder zur Veräußerung außerhalb des staatlich vorgegebenen Weges standen als Kriegswirtschaftsvergehen unter strenger Strafe.
- 8 Siehe etwa Meershoek Machtentfaltung, S. 389ff.; Hirschfeld, Fremdherrschaft, S. 33ff..
- 9 Zu dem nach 1937 entstandenen Stahlwerkskomplex der Reichswerke „Hermann Göring“ siehe etwa Gerd Wysocki: Arbeit für den Krieg. Herrschaftsmechanismen in der Rüstungsindustrie des „Dritten Reiches“. Arbeitseinsatz, Sozialpolitik und staatspolizeiliche Repression bei den Reichswerken „Hermann Göring“ im Salzgitter-Gebiet 1937/38 bis 1945, Braunschweig 1992.
- 10 Die Serienfertigung der Flugbombe Fi 103, der V 1, war im Sommer 1943 dem Volkswagenwerk übertragen worden. Die Nationalsozialisten propagierten die Flugbombe als so genannte Vergeltungs- oder Wunderwaffe, die von Juni 1944 an insbesondere auf London und später auch auf Antwerpen und Lüttich abgeschossen wurden; siehe etwa Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 677ff..
- 11 Bis zum Frühjahr 1944 war das Volkswagenwerk von Bombenangriffen verschont geblieben, abgesehen von einem Abwurf von 15 Spreng- und 41 Brandbomben in der Nacht vom 17./18. Juni 1940. Die Bombardierung des Werks setzte erst ab dem 8. April 1944 ein. Am 29. April 1944 stürzte ein abgeschossener viermotoriger Bomber direkt auf die Halle 1 und richtete schwere Verwüstungen an, zumal sich das Flugbenzin entzündete und die mitgeführten Bomben detonierten. Zu erheblichen Produktionsausfällen führte dann aber erst die Operation „Crossbow“, bei der am 20. und 29. Juni 1944 178 amerikanische Bombenflugzeuge insgesamt 401 Tonnen Spreng- und Brandbomben auf das Werk abwarfen. Der Doppelschlag der 8. Luftflotte der US Air Force zielt darauf ab, die V-Waffen-Fertigung im Volkswagenwerk auszuschalten, ebd., S. 632f..
- 12 Vgl. hierzu Wysocki, Arbeit, S. 313ff.; Lotfi, KZ der Gestapo, S. 75ff..
- 13 Die regional zuständige Staatspolizeistelle der Gestapo in Lüneburg unterhielt im Volkswagenwerk eine Außenstelle, siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 540.
- 14 Zur Geschichte der Ufa-Filmgesellschaft siehe etwa Klaus Kreimeier: Die Ufa-Story. Geschichte eines Filmkonzerns, München 1995; Friedrich Beyer: Die Ufa-Stars im

- Dritten Reich. Frauen für Deutschland, München 1995.
- 15 Die am 15. Oktober 1938 eröffnete, aus Holz errichtete „Tulio-Cianetti-Halle“ versinnbildlichte den Beitrag italienischer Bauarbeiter an der Errichtung von Werk und Stadt. Sie diente in der Barackenstadt als zentraler Versammlungs- und Veranstaltungsort, siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 296.
 - 16 Zur Inhaltsanalyse und Wirkungsgeschichte des antisemitischen Films „Jud Süß“ von Veit Harlan siehe etwa Daniel Knopp: Wunschbild und Feindbild der nationalsozialistischen Filmpropaganda am Beispiel von Leni Riefenstahls „Triumph des Willens“ und Veit Harlans „Jud Süß“, Marburg 1997; Armin Nolzen: „Hier sieht man den Juden, wie er wirklich ist ...“ Die Rezeption des Filmes Jud Süß in der deutschen Bevölkerung, in: Alexandra Przyrembel/Jörg Schönert (Hg.): „Jud Süß“. Hofjude, literarische Figur, antisemitische Zerrbild, Frankfurt am Main; New York 2006, S. 245–261; Ernst Seidl (Hg.): „Jud Süß – Propagandafilm im NS-Staat“, Stuttgart 2008.
 - 17 Zur JOFTA vgl. Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 716ff.; STO à KdF. Die Erinnerungen des Jean Baudet, Wolfsburg 2000.
 - 18 Zum Kriegsgefangenen-Mannschaftsstaumlager (Stalag) Fallingbommel siehe etwa Rolf Keller: Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich 1941/42, Behandlung und Arbeitseinsatz zwischen Vernichtungspolitik und kriegswirtschaftlichen Zwängen, Göttingen 2011, S. 276ff.
 - 19 Gerhard Schreiber: Die italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich 1943–1945, München 1990; Gabriele Hammermann: Zwangsarbeit für den „Verbündeten“. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland 1943–1945, Tübingen 2002.
 - 20 Herbert, Fremdarbeiter, Bonn 1985, S. 79ff.
 - 21 Der Brand des Reifenlagers ereignete sich am 5. November 1943.
 - 22 Pavel Poljan: Deportiert nach Hause. Sowjetische Kriegsgefangene im „Dritten Reich“ und ihre Repatriierung, München 2001.
 - 23 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 283ff.
 - 24 Zu den Auslandsbrief-Prüfstellen siehe etwa Herbert, Fremdarbeiter, S. 285ff.
 - 25 Marinus Kop war u.a. zur Last gelegt worden, „sehr deutschfeindlich eingestellt“ gewesen zu sein, siehe Volkswagen, Erinnerungsstätte, S. 62f.; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 737.
 - 26 Zur Struktur der SS siehe etwa Hans Buchheim: Die SS – das Herrschaftsinstrument, in: Anatomie des SS-Staates. Bd. 1, München 1979, S. 13–212; Karin Orth: Die Konzentrationslager-SS. Sozialstrukturelle Analysen und biographische Studien, Göttingen 2000.
 - 27 Robert Gellately: Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945, Paderborn 1994; Frank Bajohr: Vom antijüdischen Konsens zum schlechten Gewissen. Die deutsche Gesellschaft und die Judenverfolgung 1933–1945, in: ders./Dieter Pohl: Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten, München 2006, S. 20–83.
 - 28 Zum „Volkssturm“ siehe etwa Klaus Mammach: Der Volkssturm. Bestandteil des totalen Kriegseinsatzes der deutschen Bevölkerung 1944/45, Berlin 1981; Burton Wright: Army of Despair. The German Volkssturm 1944–1945, Ann Arbor, Michigan 1989; David K. Yelton: Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany, 1944–1945, Lawrence, Kan. 2002.
 - 29 Zu den Planungen siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 766ff.
 - 30 Zu Georg Tyrolt siehe ebd., S. 526 et passim.
 - 31 Zu Johannes Pump siehe ebd., S. 983ff.; Christian Jansen: Zwangsarbeit für das Volkswagenwerk: Häftlingsalltag auf dem Laagberg bei Wolfsburg, in: Norbert Frei (Hg.): Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik, München 2000, S. 75–107, insb. 96ff.
 - 32 Zum KZ-Kommando in der Halle 1 siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 896ff.; Volkswagen, Erinnerungsstätte, S. 100ff.; Manfred Grieger: Wolfsburg (Volkswagenwerk Fallersleben), in: Wolfgang Benz/Barbara Distel: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 5: Hinzert, Auschwitz, Neuengamme, München 2007, S. 547–550.
 - 33 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 984.
 - 34 Tineke Wibaut-Guilonard: Zo ben je daar. Kampervaringen, Amsterdam 1983, S. 132ff.
 - 35 Vgl. Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 992.
 - 36 Zur Rolle der Kapos im KZ-System siehe etwa Abgeleitete Macht. Funktionshäftlinge zwischen Widerstand und Kollaboration. Hrsg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Bremen 1998; Marc Schemmel: Funktionshäftlinge im KZ Neuengamme. Zwischen Kooperation und Widerstand, Saarbrücken 2007.
 - 37 Als „Muselmänner“ wurden die vollkommen abgemagerten, bereits vom Tode gezeichneten KZ-Häftlinge bezeichnet, die durch den Hunger bereits apathisiert waren, siehe etwa Konzentrationslager Buchenwald 1937–1945. Begleitband zur ständigen historischen Ausstellung. Hrsg. von der Gedenkstätte Buchenwald, Göttingen 1999, S. 90.
 - 38 Hendrik Laurens Mulder, geboren 30. August 1892 in Arnheim, wurde am 9. Februar 1943 zusammen mit seinem einzigen Sohn verhaftet, der am 10. August 1943 in Scheveningen hingerichtet wurde. Mulder kam über KZ Neuengamme ins Lager Laagberg. Er hat die unmenschliche Evakuierung nach Wöbbelin lebend überstanden. Nach dem Krieg habe ich ihn einige Male in seiner Wohnung in Bussum besucht, wo er 1968 mit 76 Jahren starb.
 - 39 Tamara ist ein von Henk 't Hoen gewähltes Pseudonym.
 - 40 Zur Geschichte der KZ-Lager in Porta siehe etwa Wibaut-Guilonard, Zo, S. 124ff.; Reinhard Busch: Zur Geschichte der KZ-Außenlager an der Porta Westfalica, in: Pierre Bleton: „Das Leben ist schön!“ Überlebensstrategien eines Häftlings im KZ Porta, Bielefeld 1987, S.1–13, insb. 9ff.; Rainer Fröbe: „Vernichtung durch Arbeit?“ KZ-Häftlinge in Rüstungsbetrieben an der Porta Westfalica in den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges, in: Joachim Meynert/Arno Klönne (Hg.): Verdrängte Geschichte,

- Verfolgung und Vernichtung in Ostwestfalen 1933–1945, Bielefeld 1986, S. 221–297, insb. S. 264ff.; Marc Buggeln: Porta Westfalica-Hausberge, in: Benz/Distel, Ort, Bd. 5, S. 497–502.
- 41 Zur populären Lynchjustiz an alliierten Flugzeugbesatzungen siehe etwa Manfred Grieger: „Der Betreuer muß der von den Ausländern anerkannte Herr sein.“ Die Bochumer Bevölkerung und die ausländischen Arbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge 1939, in: Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit (1987), S. 155–164, insb. S. 160; Günter Neliba: Lynchjustiz an amerikanischen Kriegsgefangenen in der Opelstadt Rüsselsheim (1944), Frankfurt am Main 2000.
- 42 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 950.
- 43 Ulrich Saft: Krieg in der Heimat. Das bittere Ende zwischen Weser und Elbe, Walsrode 1996, S. 364ff..
- 44 Zur NSB siehe etwa Hirschfeld, Fremdherrschaft, S.159ff..
- 45 de Jong, Het Koninkrijk, Bd. 5, s'Gravenhage 1974, S. 743f.; ebd., Bd. 7, s'Gravenhage 1976, S. 1245ff..
- 46 Zur Verfolgung von tatsächlichen oder vermeintlichen Kollaborateuren in den Niederlanden siehe etwa Hirschfeld, „The good, the bad and the ugly ...“; Peter Romijn/Gerhard Hirschfeld: Die Ahndung der Kollaboration in den Niederlanden, in: Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.): Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg, München 1991, S. 281–310.
- 47 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 755ff.; Volkswagen, Erinnerungsstätte, S. 52ff..
- 48 Zur Verfolgung der politischen Opposition und antikommunistischen Hysterie in der USA siehe etwa Robbie Lieberman: The Strangest Dream. Communism, Anticommunism and the US Peace Movement 1945–1963, New York 2000; Albert Fried (Hg.): McCarthyism. The Great American Red Scare, New York 1997; Griffin Fariello: Red Scare. Memories of the American Inquisition, New York 1996.
- 49 Das Kapitel basiert auf einem kurz nach der Heimkehr nach Breda im Sommer 1945 verfassten Bericht.
- 50 Es handelte sich um Personen, die am „tollen Dienstag“ (dolle dinsdag), dem 5. September 1944, geflüchtet waren, als die niederländische Bevölkerung irrträglich dachte, dass sie bald befreit würde. Tatsächlich verzögerte sich der alliierte Vormarsch nach Nordholland bis in die Maitage des Jahres 1945; de Jong, Het Koninkrijk, Bd. 10, s'Gravenhage 1980, S. 180ff..

Bildnachweis

Henk 't Hoen
5, 29 links, 30, 31 mitte, 31 unten, 35, 36, 44, 53, 54, 63, 64, 65, 66, 67, 73, 74, 75 unten, 79, 80, 82, 85, 93, 94, 95, 99 oben, 102 links, 102 rechts, 105, 106, 120 links, 121

Roger Monroy
88, 89, 120 rechts

Robert Piganiol
52 unten, 90

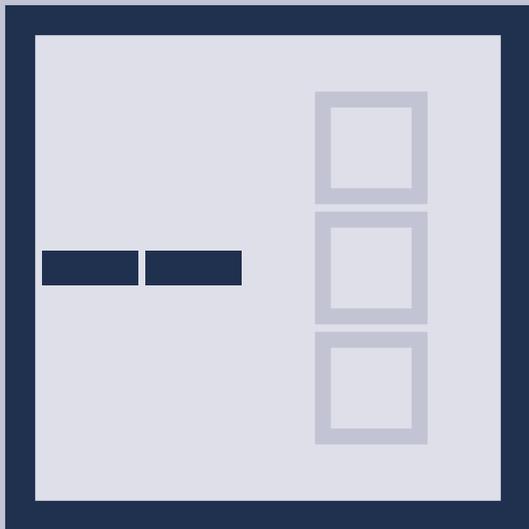
United States National Archives, Washington, RG 373 Box ON 11780
37, 75 oben

Vermessungs- und Katasterbehörde Wolfsburg
27

Volkswagen Aktiengesellschaft
31 oben, 32, 38, 45, 52 oben, 54 unten, 56

Piet Wit
5, 28, 29 rechts, 47, 84, 99 unten, 100, 102 mitte, 107, 108, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119

Die Herausgeber haben sich bis zum Produktionschluss intensiv bemüht, alle Inhaber von Abbildungsrechten ausfindig zu machen. Personen und Institutionen, die möglicherweise nicht erreicht wurden und Rechte an verwendeten Abbildungen beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich zu melden.



Historische Notate

Heft 1

Klaus Kocks/Hans-Jürgen Uhl
Aus der Geschichte lernen.
Anmerkungen zur Auseinandersetzung von
Belegschaft, Arbeitnehmervertretung, Management
und Unternehmensleitung bei Volkswagen mit der
Zwangsarbeit im Dritten Reich
(vergriffen)

Heft 2

Markus Lupa
Das Werk der Briten.
Volkswagenwerk und Besatzungsmacht 1945 – 1949
ISBN 978-3-935112-00-0 (vergriffen)

Heft 3

Jürgen Marose
Bilderzyklus „Der bedrohte Mensch“.
Volkswagenwerk und Besatzungsmacht 1945 – 1949
ISBN 3-935112-01-7 (vergriffen)

Heft 4

STO à KDF 1943 – 1945.
Die Erinnerungen des Jean Baudet
ISBN 978-3-935112-02-4

Heft 5

Malte Schumacher/Manfred Grieger
Wasser, Boden, Luft.
Beiträge zur Umweltgeschichte
des Volkswagenwerks Wolfsburg
ISBN 978-3-935112-09-3

Heft 6

Henk 't Hoen
Zwei Jahre Volkswagenwerk.
Als niederländischer Student im „Arbeitseinsatz“
im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945
ISBN 978-3-935112-03-1

Heft 7

Volkswagen Chronik.
Der Weg zum Global Player
ISBN 978-3-935112-10-9

Heft 8

Ralf Richter
Ivan Hirst.
Britischer Offizier und Manager des Volkswagen Aufbaus
ISBN 978-3-935112-12-3

Heft 9

Abfahrt ins Ungewisse.
Drei Polen berichten über ihre Zeit
als Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk
von Herbst 1942 bis Sommer 1945
ISBN 978-3-935112-17-8

Heft 10

Manfred Grieger/Dirk Schlinkert
Werkschau 1.
Fotografien aus dem Volkswagenwerk 1948 – 1974
ISBN 978-3-935112-20-8

Heft 11

Überleben in Angst.
Vier Juden berichten über ihre Zeit im
Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945
ISBN 978-3-935112-21-5

Heft 12

Olga und Piet.
Eine Liebe in zwei Diktaturen
ISBN 978-3-935112-23-9

Heft 13

Ulrike Gutzmann/Markus Lupa
Vom „Vorwerk“ zum FahrWerk.
Eine Standortgeschichte des
Volkswagen Werks Braunschweig
ISBN 978-3-935112-27-7

Heft 14

Volkswagen Financial Services AG.
60 Jahre Bank, Leasing, Versicherung – eine Chronik
ISBN 978-3-935112-36-9 (vergriffen)

Heft 15

Markus Lupa
Spurwechsel auf britischen Befehl.
Der Wandel des Volkswagenwerks zum
Marktunternehmen 1945 – 1949
ISBN 978-3-935112-41-3

Heft 16

Günter Riederer
Auto-Kino.
Unternehmensfilme von Volkswagen
in den Wirtschaftswunderjahren
ISBN 978-3-935112-39-0

Alle Publikationen stehen zum Download zur Verfügung unter:
http://www.volkswagenag.com/content/vwcorp/content/de/the_group/history/publications.html

© Volkswagen Aktiengesellschaft
Historische Kommunikation
Brieffach 1974
38436 Wolfsburg
Deutschland
E-Mail: history@volkswagen.de
Internet: www.volkswagenag.com

